



Inhalt: Agnes Prinzessin zu Salm-Salm (mit Portrait). — Der Friedensrichter. Erzählung von Fr. Verstäcker. Kap. 3. (Schluß). — Aus dem Leben berühmter Prestidigitateurs. III. — Frankreichs Küche. — Fantasia. — Marsch der Amazonen aus „Fantasia“, comp. von B. Hertel (mit Illustration von Gustav Heil). — Zur Kindererziehung. — Die Maiblume. — Herr Romeo und Frau Julia. — Officielle Mittheilungen des Vereins zur Beförderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts. Das Victoria-Lyceum. — Modenbild nebst Beschreibung. — Auflösungen des Räthfels und Nebus Seite 164. — Schach-Aufgabe Nr. IV. — Räthfel. — Correspondenz.

Agnes Prinzessin zu Salm-Salm.

Die Ereignisse, an welchen die Prinzessin thätigen Antheil nahm, sind noch in unser aller Gedächtniß, nicht nur, weil erst kurze Zeit darüber hingegangen, sondern weil sie von einem tragischen Pathos wie wenig andere weltgeschichtliche Ereignisse waren. Ich glaube, daß selbst in diesen stürmischen Tagen keine Fluth so mächtig sein wird, jene Erinnerung hinwegzuspülen, und was für andere Lösungsworte und Schlachtrufe noch an unser Ohr tönen mögen, der Name Maximilian wird von seinem ehernen erschütternden Klange Nichts einbüßen.

„Wenn jemals eine Zeit tagt, heißt es in Adolf Stern's verdienstvollem Buche „Die Kaisertragödie in Mexico“, in welcher die Dichter die verworrenen Begebenheiten unserer Tage kommenden Geschlechtern vor Augen führen werden, so wird unter ihren herrlichsten Gestalten die des deutschen Fürstensonnes nicht fehlen, den ein hoher, menschlich edler Drang über das Meer geführt, und der im vergeblichen Ringen, einem verkommenen Volke die Wohlthaten staatlicher Ordnung und wahrhafter Cultur zu verleihen, den tragischen Untergang gefunden.“

Aber nächst ihm werden die Dichter — denn warum sollte nicht ein Genius auch für unsere Zeit und deren Helden den künstlerischen Ausdruck finden? — mit ihren schönsten Zeilen diese „Agnes“ feiern.

Die Prinzessin, Tochter des Obersten Le Clerque, in Canada geboren, mit dem Prinzen Felix von Salm-Salm seit 30. August 1862 vermählt, ist eine der reizendsten Erscheinungen, mittelgroß, von feingegliedertem Bau. Sie hat ein Gesicht, das, ohne regelmäßig zu sein, bezaubert, wundervolle Augen, schwarzes Haar. In diesem zarten, anmuthigen Körper wohnt die Kraft eines Mannes, die Geschmeidigkeit eines Indianers, die Seele eines Helden.

Ihre Versuche, den Kaiser zu retten, ihre von glücklicherem Erfolge begleiteten Bemühungen um den gleichfalls zum Tode verurtheilten Gemahl sind weltbekannt. Dennoch glauben wir, Viele uns dankbar zu verpflichten, indem wir auf das in seiner Art einzige Buch aufmerksam machen, das der Prinz in diesem Jahr veröffentlicht hat. Der Titel desselben lautet: Queretaro. Blätter aus meinem Tagebuch in Mexico. Von Felix Prinz zu Salm-Salm, General, erstem Flügel-Adjutanten und Chef des Hauses Sr. Hochseligen Majestät des Kaisers Maximilian von Mexico. Nebst einem Auszuge aus dem Tagebuche der Prinzessin Agnes zu Salm-Salm.

Wir können uns nicht enthalten, aus dem letzteren ein Bruchstück abzubringen, und wählen hiezu die Schilderung ihrer Audienz bei Juárez, um einen Aufschub der Vollstreckung des Todesurtheils zu erwirken:

„Ich hatte stets vor den Augen meiner Seele das blasses, melancholische Gesicht des Kaisers, welches mit so dankbaren Blicken von seinem Krankenlager zu mir aufsaß, als ich von ihm Abschied nahm, und war stets von der Angst getrieben, daß jeder Augenblick, den ich versäumte, ihm das Leben kosten könne. Ich klammerte mich daher nicht um meine Toilette und eilte sogleich in die Wohnung von Juárez; allein dieser war in einer Sitzung des Cabinets und konnte mich nicht empfangen. Er ließ mich ersuchen, ihm den Brief des Kaisers hineinzusenden, was ich jedoch ablehnte, da ich versprochen hatte, ihn selbst in seine Hände zu geben; doch schickte ich ihm den Brief von Escobedo, und der Präsident ließ mir sagen, daß er mich am nächsten Morgen um neun Uhr empfangen wolle.“

Zu dieser festgesetzten Zeit begleitete mich der Bruder des Herrn Bahnsen zum Präsidenten, der mich wieder in Begleitung des Justizministers, Herrn Iglesias, empfing. Er nahm meinen

Brief, las ihn, reichte ihn dem Minister und sagte: „daß die Zeit für den Prozeß gegen Maximilian durch das Gesetz auf drei Tage bestimmt sei, und daß er nach reiflicher Ueberlegung des Falles zu seinem Bedauern zu dem Beschluß gekommen sei, den gewünschten Aufschub nicht zu bewilligen.“

Ich wendete mich nun an Herrn Iglesias und redete für den Kaiser so gut ich konnte. Ich sagte, daß es barbarisch sei, einen Gefangenen zu erschießen, ohne ihm einmal Zeit zu seiner Vertheidigung zu geben, und ihn als einen Verräther zu behandeln, der in dem ehrlichen Glauben gekommen sei, daß ihn das mexicanische Volk erwählt und gerufen habe. Einige Tage mehr oder

zu sagen, die kostbare Ordre ein, durch welche der gewünschte Aufschub gewährt wurde. Ich war außer mir vor Freude und konnte mich nur mit Mühe enthalten, dem braven Minister um den Hals zu fallen. Ich wollte auch Herrn Juárez danken, allein dieser war nicht zu Hause oder ließ sich verweigern.

Es wurde mir zwar gesagt, daß der Befehl des Aufschubes nach Queretaro telegraphirt werden werde; allein trotzdem war ich ungeduldig, dorthin zurückzufahren, da Versehen so leicht stattfinden, und ich die geschriebene Ordre in den Händen hatte. Ich lehnte die Begleitung des schlaftrigen Associe's ab, nahm aber dankbar die eines andern, lebendigeren, eines Herrn Daus an, der sich als ein sehr brauchbarer und angenehmer Reisegefährte bewies. Da ihm der Kutscher nicht rasch genug fuhr, setzte er sich selbst auf dessen Sitz und nahm die Zügel.

Die freundlichen Schwestern des Herrn Bahnsen hätten mir gern ihre ganze Haushaltung auf den Wagen gepackt und stellten für den Kaiser und andere Gefangene alles Mögliche hinein, was denselben nützlich und angenehm sein konnte.

Die Reise war sehr beschwerlich. Die Nächte waren so finster wie möglich und die Wege halbschneeig, so daß wir oft Fackeln anzünden mußten, die aber von dem herabströmenden Regen verloscht wurden, bei dem wir stundenlang zu Fuß gehen mußten. Ich hatte nur ein Paar dünne Schuhe bei mir, und diese waren bald von den scharfen Steinen zertrümmert. Diese Reise und die damit verbundene Aufregung griffen mich sehr an, und als wir Morgens zwischen zehn und elf Uhr in Queretaro bei meinem Hotel anlangten, hatte ich mich gern erholt und etwas Toilette gemacht; allein ich erfuhr, daß dem Kaiser von einem Aufschub noch Nichts bekannt war, und würde es daher für ein Verbrechen gehalten haben, auch nur eine Minute zu säumen. Ich eilte daher augenblicklich und wie ich war in das Capuzinerkloster.

Mein Mann hat meine Ankunft dort beschrieben, und das überhebt mich der Mühe. Ich war todmüde; meine Schuhe waren in Fäden und meine Hände und mein Gesicht ungewaschen, — kurz, ich mußte wie eine Vogelscheuche ausgesehen haben; allein ich war sehr glücklich und wohl auch ein wenig stolz auf meinen Erfolg.

Man ersieht, wie lebendig und anschaulich das Tagebuch geschrieben ist, obwohl die Verfasserin durchweg die schlichte Sprache der Wahrheit wählt und kurz wie ein General sich faßt. Man sieht ihre Augen blitzen und wird doppelt ergriffen, wenn die resolute Frau von ihrem seelischen Schmerze redet.

Das Erhebende, ja, Schöne jedoch in dieser bewegten Geschichte einer Frau ist: Ihr männlich thun und Wagniß galt einer echt weiblichen Aufgabe: Unglücklichen Trost, Hilfe, Rettung zu bringen.

[2442]

A. A. H.



Agnes Prinzessin zu Salm-Salm.

weniger könnten unmöglich der Regierung einen Unterschied machen, und selbst die Klugheit mache es rathsam, nicht solche schreckliche Töle zu zeigen. Sie möchten die Folgen bedenken, und daß nicht nur Europa, sondern die ganze civilisirte Welt gegen Mexico empört sein werde darüber, daß es in solcher hastigen, grausamen Weise verfare.

„Nun, Herr Juárez,“ fuhr ich fort, „reserviren Sie Ihre Entscheidung wenigstens bis fünf Uhr Nachmittags; bleiben Sie dann noch bei derselben, dann will ich, Gott weiß mit welch' traurigem Herzen, nach Queretaro zurückkehren.“

Herr Iglesias begleitete mich hinaus, und ich sagte ihm noch Alles, was mein Herz mir eingab, um ihn zu bewegen. Er antwortete nicht, brückte mir aber beim Abschied die Hand in einer Weise, welche seinen Beistand zu versprechen schien.

Als ich um fünf Uhr zurückkehrte, kam er mir mit einem strahlenden Gesichte entgegen und händigte mir, ohne ein Wort

Der Friedensrichter. Erzählung von Fr. Verstäcker.

(Schluß.)

Auf dem breiten Weg hin nach Karthago rasselte das kleine leichte Fuhrwerk der Wittwe Kothberg, und die „Stadt“ war schon in Sicht, als sie hinter sich, auf dem trockenen Wege, die Hufschläge eines Pferdes hörte. Sie drehte den Kopf zur Seite und erkannte im Nu den Wirth vom „goldenen Affen“, der ganz fest und zuversichtlich herantrabte. Ja, als er vielleicht zehn Minuten später den Wagen passirte, um der „Erste“ auf dem Platze zu sein, hatte er sogar die Freiheit, die Damen achtungsvoll zu grüßen.

Frau Kothberg konnte es nicht gut vermeiden, ihm zu danken, es wäre zu unhöflich gewesen, aber sie that das mit einer außerordentlichen und ihr sonst ungewohnt vornehmen Neigung des

Kopfes, was die Katharine kausend ähnlich nachahmte. Pechtels nahm aber nur wenig Notiz davon, gab seinem wackeren Thiere die Sporen und sprengte so stolz an ihnen vorüber, als ob er der König von Karthago gewesen und nur eben einmal umhergeritten wäre, um seine Maisfelder zu besichtigen. Er ließ den Wagen der Wirthin auch bald zurück, hing, in Karthago angekommen, sein Pferd an und ging ohne Weiteres in den Laden, wo er sich — für sich und den Händler-Friedensrichter — wie das dort überall Sitte ist — ein Glas Whiskey geben ließ. Boyles trank mit, und Pechtels bezahlte, eine Sache, die ganz in der Ordnung war, und daß er in dessen mit dem Friedensrichter über das, was ihn hierhergeführt, kein Wort sprach, dafür hatte er zwei Gründe: Erstlich wollte er die eigentliche Klage vollkommen der Wirthin vom „goldenen Löwen“ überlassen und dann — verstand er wohl eben englisch genug, um einem Gaste daheim einen „Schluß“ oder etwas zu essen zu verabreichen, aber auch nicht die Spur mehr — die Verhandlung später mußten sie ja denn doch, wenn der Friedensrichter nicht etwa deutsch verstand, durch einen Dolmetscher führen.

Der kleine Wagen war übrigens viel rascher hinter ihm drein gekommen, als er Anfangs erwartet haben mochte, denn nur erst wenige Minuten stand er mit dem Richter am Abendisch, als das Fuhrwerk schon vor die Thür rasselte, und gleich darauf die Wittve, fest entschlossen, dem Gegner keinen Vorsprung und nicht das erste Wort zu lassen, mit der Base den Raum betrat.

So rasch trafen auch Beide hinter einander ein, daß Boyles wohl merkte, sie gehörten zusammen, und es führe sie eine gemeinschaftliche Sache hierher. Die Dame ließ ihn außerdem nicht lange in Zweifel, denn auf Pechtels zeigend, der wiederum seinen Hut küßte, begann sie dem Yankee — natürlich in deutscher Sprache — zu erzählen, was sie hierher geführt, und Boyles horchte auf das erstaunteste ihren Worten, von denen er aber keine Sterbenssilbe verstand.

Pechtels selber, obgleich schon seit acht Monaten im Land, wie wir vorher erwähnt, war der englischen Sprache fast gar nicht mächtig. Er verstand einzelne Worte, die zu seinem Geschäft gehörten, weiter Nichts, und als sich Boyles jetzt an ihn wandte und ihn fragte, was die „Lady“ von ihm wollte, nickte er nur mit dem Kopfe und sprach:

„All right — lady and me — all right“, wodurch er andeuten wollte, daß sie Beide eine Klagesache vorzubringen hätten.

Der kleine bucklige Schreiber befand sich natürlich mit in dem Laden, und an diesen wandte sich jetzt Boyles.

„Tom, verstehst Du, was die beiden von mir wollen? Hol der Teufel das Kauderwelsch. Wenn man's sprechen soll, bricht's einem die Zunge entzwei, und wenn man's hört, klingt's gerade, als wenn ein alter Fensterladen im Winde knarrt, oder eine toll gewordene Mühle klappert.“

„Na, das ist doch klar“, sagte Tom, der gerade beschäftigt war, einem kleinen, eben eingetretenen Jungen einen Topf mit Syrup zu füllen, „Ihr sollt sie zusammenspielen — sie wollen sich heirathen — weiter Nichts.“

„Na ja, das dachte ich auch“, sagte der Friedensrichter, „dann schaff mir nur den Jungen fort und schließt die Thür zu, damit wir in die Office gehen können, hier im Laden läßt sich's doch nicht machen,“ und der Frau zurecht, daß sie sich einen Augenblick gedulden und ihm folgen solle, sagte er zu Pechtels: „Kommt nur mit, das wollen wir Euch gleich besorgen,“ und schritt ihm dann, wobei er ihm noch einen Wink gab, voran.

Die beiden streitenden Parteien fanden es selbstverständlich, daß ihre Sache nicht im Laden ausgeglichen werden konnte, und während Pechtels den Damen den Vortritt ließ, folgten sie alle drei dem Richter in das kleine Seitengebäude, das Boyles allein zu diesem Zweck aufgerichtet hatte und auch seine office nannte. Ein Zettel draußen an der Thür bezeichnete es sogar als solche.

In der Mitte des aus rohen Balken hergestellten Raumes, mit einem einzigen schmalen Fenstereinschnitt, stand ein vieredriges Tisch, mit vier oder fünf Holzstühlen darum her. Auf dem Tische befand sich ein Dintensaß mit einigen Federn und ein kleiner Stof Papier, was dem Ganzen etwas Feierliches gab. Ueber dem Fenster standen sogar, etwas sehr Ungewöhnliches in diesem Theil der Welt, auf einem auf zwei dicken Pfählen ruhenden Bret ein halb Duzend in gelbes Leder eingebundener Bücher, angeblich juristische Werke, die aber wohl selten genug herunter genommen und noch seltener gebraucht wurden.

Tom hatte indeß den Jungen mit seiner Syrupskanne erpedirt und den Laden nach dem üblichen Gebrauch geschlossen. Jetzt, während Boyles noch, ein wenig verlegen, wie er ein Gespräch anknüpfen könne, vor den Fremden stand, betrat er ebenfalls die Office und besorgte das „Geschäftliche“.

Vor allen Dingen nahm er von dem Bücherbrett eine auf der äußersten Kante liegende und wahrscheinlich oft gebrauchte, wenn auch wohl selten geöffnete Bibel, denn sie diente nur dazu, um den üblichen Eingangsschwur abzulegen. Diese beponirte er auf den Tisch, schob sich dann einen Bogen Papier zurecht, tunkte eine Feder ein und sah Boyles an, als ob er sagen wollte: „Nun kann es losgehen.“ Boyles mochte denn auch wohl einsehen, daß längeres Zögern Nichts half, und als üblichen Eingang zu jeder Feierlichkeit mußte er vor allen Dingen die Namen der Betreffenden erfahren. Die Frage your name? verstand aber Pechtels und gab den seinigen, freilich sehr zur Verstärkung Toms, der wohl über das erste Frederic sehr leicht weglam, an dem späteren in Pechtels aber vollkommen hängen blieb.

„How do you spell that?“ (Wie buchstabirt Ihr das?) fragte er, allerdings wohl drei Mal. Pechtels verstand aber gar nicht, was er mit dem Worte spell meinte, und da er wohl sah, daß der kleine Mann nicht wußte, wie er seinen Namen schreiben sollte, ging er zum Tische, nahm ihm die Feder aus der Hand und that es selber. Mit dem Namen Mary Rosberg ging es besser.

Pechtels fragte jetzt, ob Niemand im Orte sei, der Deutsch verstünde, und Tom begriff, was er meinte, schüttelte aber auf das bedeutendste mit dem Kopfe, und Boyles, der nicht gern zu viel Zeit mit dem geschlossenen Laden verlaufen mochte (draußen hatte er schon wieder einen Karren raffen hören, und das konnten Fremde sein), sagte einfach zu seinem Secretär:

„Schwör' sie ein, Tom, wir müssen machen, daß wir fertig werden.“

Das geschah jetzt in aller Form, indem der Friedensrichter sie nur einfach fragte, ob Keines von ihnen schon verheirathet sei, und da sie die Worte nicht verstanden und mit dem Kopfe schüttelten, reichte ihnen Tom die Bibel hin, die sie zur Bekräftigung des eben Gesagten küßten sollten.

Pechtels hatte nun schon einmal, bald nach seiner Ankunft in New-York, bei einem deutschen Friedensrichter gesehen, daß diese Formel jedes Mal abgenommen wurde — Frau Rosberg wußte allerdings Nichts davon, aber die Katharine hatte ebenfalls schon als Zeugin vor Gericht gestanden, und da diese ihr jetzt zusüßte, das bedeutete weiter Nichts, als daß sie beschwöre, sie wolle bei ihrer Aussage nur die blanke Wahrheit angeben, nickte sie auf das entscheidendste mit dem Kopfe. Das wollte sie in der That, nicht ein Wort weiter, als die blanke reine Wahrheit, und mit der größten Bereitwilligkeit küßte sie ebenfalls das ihr dargereichte heilige Buch.

Frau Rosberg überlegte sich nun eben, daß es doch ganz außerordentliche Schwierigkeiten haben würde, dem Friedensrichter ihr Anliegen klar zu machen, denn sie fing an zu zweifeln, daß er den Unterschied zwischen einem goldenen Löwen und goldenen Affen mit ganz gleichen Wörtern auch richtig verstehen würde.

„Hätten wir nur den Franz mitgenommen“, sagte sie leise zur Katharine. Der Franz war nämlich eine Art Hausknecht bei ihr, ein junger Bursche von kaum 14 Jahren, der aber schon vollkommen gut englisch sprach, „oder wenn wir ihn nur könnten holen lassen. Ich dachte doch, wir würden hier Jemand finden, der deutsch spräche.“

„Das ginge ja doch am Ende“, nickte die Katharine, die jetzt auch merkte, daß sie mit ihren paar englischen Worten nicht auskam, „wenn wir nur gleich den Wagen zurückschickten. In anderthalb Stunden könnte er wieder hier sein, und da sind wir nun doch einmal.“

„Wenn er uns nicht versteht, sag' ich's ihm“, erwiderte fest entschlossen die Frau, „und der Pechtels muß es sich ebenfalls gefallen lassen, daß er ein paar Stunden wartet. So geht's aber nicht, das merk' ich schon.“

„Well“, sagte der Friedensrichter jetzt, der die ganze Sache so viel als möglich abzukürzen wünschte, denn der nöthigen Form war genügt. Tom, der kleine bucklige Schreiber, hatte schon mit geschickter Hand die gewöhnlichen Notizen in ein großes, dazu gehaltenes Buch gemacht, und er wandte sich zuerst an Pechtels.

„Sind Sie Willens, Sir, die Lady, die da neben Ihnen steht, zu Ihrem rechtmäßigen Weib zu nehmen?“

„Yes“, sagte Pechtels, „die Lady hier will mich eben verklagen. Lassen Sie es sich von ihr auseinander setzen.“

„Und sind Sie Willens, Ma'm“, wandte sich jetzt der Richter, der die Zwischenworte gar nicht verstand oder beachtete, wieder an die Frau, „diesen Herrn, der da neben Ihnen steht, zu Ihrem rechtmäßigen Gatten anzunehmen?“

„Ja wohl, Sir“, nickte die Frau, „der ist's, den ich verklagen will, denn er hat mir in den letzten Monaten —“

Der Friedensrichter, der vielleicht glauben mochte, daß bei den Deutschen so viele Worte auf eine einfache Frage nöthig wären, konnte sich aber selber natürlich nicht damit aufhalten und mit der Hand abwehrend unterbrach er sie und sagte dabei:

„Bitte, Madame, lassen Sie das alles bis nachher. Für jetzt erkläre ich dieser Lizenz nach, von dem Secretair unseres Gerichtshofes ausgestellt,“ und er deutete damit auf das Buch, „Sie Beide als verheirathet, als Mann und Frau. Niemand hat ein Recht, Ihre gültig geschlossene Ehe wieder zu trennen, und der liebe Gott gebe Ihnen seinen Segen.“

Dabei reichte er zuerst der Dame die Hand und schüttelte sie herzlich und dann ebenso Pechtels, und dieser, der von alledem Nichts begriff, wurde endlich ungeduldig und sagte:

„Nun, Madame Rosberg, denk' ich, haben wir all die üblichen und höchst langweiligen Formalitäten durchgemacht. Wollten Sie jetzt vielleicht so freundlich sein und Ihre Klage vorbringen, denn ich habe wirklich nicht lange Zeit.“ Er freute sich dabei schon im Voraus darauf, daß der Richter natürlich kein Wort davon verstehen würde.

Der kleine Bucklige war indeß außerordentlich thätig gewesen, jede Spur der beendeten Feier wieder zu verwischen. Er sprang auf einen Stuhl und legte die Bibel zurück auf das Bücherbrett, schob das Register in die Tischklappe, rückte das Papier zusammen und öffnete dann mit einem all right wieder die Thür.

„Fee is five dollars“, sagte Boyles, indem er Pechtels die offene Hand entgegenstreckte, und five dollars verstand der Wirth vom goldenen Affen gut genug; daß er die aber schon im Voraus bezahlen sollte, wo die Klage, und zwar von seinem Gegenpart, noch nicht einmal anhängig gemacht worden, war ihm doch außer dem Spaß.

„Von mir?“ sagte er und deutete auf sich. Der Friedensrichter nickte ihm vergnügt zu und sagte: „Sie wollen sich die doch nicht von Ihrer Frau bezahlen lassen?“ „Kann nicht aufgeführt werden“, schüttelte Pechtels auf das entschiedenste mit dem Kopfe, „ich klage gar nicht, und wer klagt, mag auch die Kosten bezahlen. Nicht fünf Cent geb' ich, das fehlt auch noch.“

„Confound it“, brummte der Richter, „es ist doch eine ganz verzweifelte Geschichte, wenn man es mit Leuten zu thun hat, die keine menschliche Sprache reden.“

„Holla!“ rief da sein kleiner Schreiber, der die Thür geöffnet hatte und auf den Hof hinaus sah, „da kommt Hilfe. Da ist der deutsche Pedlar (Krämer) wieder mit seinem kleinen Wagen, der spricht amerikanisch. Geh Rosedale, Rosedale! oh Rosedale! kommt einmal einen Augenblick hierher, Mann, und helfst uns mit Eurem Giberisch aus; der Penker soll's verstehen, aber wir nicht.“

Rosenthal, wie der kleine Mann mit entschieden israelitischer Physiognomie hieß, schlenbert langsam quer über den Hof herüber, wo er eben sein mageres Thier angebunden und ihm etwas Futter gegeben hatte, und Frau Rosberg selber rief, als sie ihn erkannte, erfreut aus:

„Gott sei Dank, da ist der Rosenthal, der Jude, der kann uns ausshelfen, denn er spricht englisch, wie ein Amerikaner.“

Pechtels ärgerte sich eigentlich, denn der Spaß war ihm zum Theil dadurch verdorben, aber was that's. Dadurch bekamen sie die Sache auch zu einem raschen Ende, und daß seine Widersacherin mit ihrer Klage Nichts ausrichten konnte, verstand sich doch ohnedies von selbst.

Rosenthal, etwas erstaunt, den Wirth vom goldenen Affen und die Wirthin vom goldenen Löwen hier friedlich zusammen zu finden, denn er kannte die Verhältnisse in der Ansiedlung genau, kam langsam heran und begrüßte Beide, und Madame Rosberg wollte ihm jetzt vor allen Dingen auseinander setzen, was sie hierher geführt, als der Friedensrichter aber mit einem „I say, Rosedale, macht doch einmal Eurem Landsmann klar, daß er mir fünf Dollars fee (Gebühren) zu zahlen hat. Man kann in ihn hineinreden, was man will, er versteht's nicht.“

„Was sagte er?“ fragte Pechtels, denn er sah wohl, daß der Friedensrichter auf ihn zeigte.

„Fünf Dollar sollen Sie ihm zahlen, Herr Pechtels“, antwortete Rosenthal.

„Aber wofür?“ fragte der Wirth, „ich habe ja gar nicht geklagt, und wir müssen doch erst abwarten, wie Alles ausfällt.“

„Der Herr fragt“, wandte sich jetzt Rosenthal an den Richter, „wofür er die fünf Dollars zu zahlen hätte.“

„Wofür?“ rief der Richter wieder, „bless your soul, man, das sind die regelrechten Gebühren für jede Trauung, und daß die jedes Mal der Eheemann bezahlt, versteht sich doch von selbst.“

Rosenthal sah erst den Richter und dann Pechtels und die Wittve erstaunt an, und dann wieder den Richter.

„Was sagt er?“ fragte Pechtels.

„Haben sich denn die beiden trauen lassen?“ fragte aber der Krämer in vollem Erstaunen, denn vor kaum acht Tagen war er durch die Ansiedlung gekommen und wußte, wie grimmige Feinde sie da noch gegeneinander gewesen.

„Nun versteht sich“, nickte Boyles, „sind nach allen Regeln zusammengegeben und meine fee beträgt fünf Dollars, kann's auch gar nicht billiger thun und möcht's nicht.“

Rosenthal zuckte die Achseln und sagte:

„Ja, lieber Herr Pechtels, das ist Alles in Ordnung, die fünf Dollars müssen Sie zahlen. Er kriegt das von jeder Trauung; da kann man ja also wohl gratuliren, Madame Rosberg.“

„Von jeder was?“ schrie Pechtels und lachte laut auf, „Donnerwetter, ich will mich ja doch nicht verheirathen!“

„Na weiter fehlt mir gar Nichts“, rief Madame Rosberg und warf den Kopf stolz und vornehm zurück.

„Ja aber was wollen Sie denn?“ sagte Rosenthal.

„Ich bin hier, um eine Klage gegen den Mann da einzuleiten“, nahm Madame Rosberg jetzt das Wort, „ich will einmal sehen, ob noch Gerechtigkeit im Lande ist, und ob er das nämliche Schicksal über seiner Thür aufhängen darf, was ich über der meinen habe, um seinen Mitmenschen das Brot vom Munde wegzuschnappen. Das sagen Sie dem Friedensrichter, geschworen haben wir schon, daß wir die Wahrheit sprechen wollen, und dann kann die Geschichte gleich losgehen.“

„Was sagt sie?“ fragte der Friedensrichter.

„Ach Sir“, lachte der Handelsmann, „das ist ein Irrthum. Die beiden Leute wollen sich gar nicht miteinander verheirathen, sondern einander gerade im Gegentheil verklagen, wegen eines Aushängeschildes, das —“

„Was?“ rief Boyles und sah sein Factotum verblüfft an, „sie sind nicht hierher gekommen, um sich zu heirathen?“

„I Gott bewahre“, lachte Rosenthal, „sie denken gar nicht daran und sind einander spinnefeind. Nein sie wollten nur —“

„Ja, dann ist das Unglück geschehen“, unterbrach ihn aber Boyles, „also in die Enge getrieben,“ und kein Teufel kann sie wieder auseinander bringen. Sie sind jetzt Mann und Frau.“

„Na das wär' nicht übel“, lachte Rosenthal, „ohne daß sie Beide was davon wissen?“

„Ja, ich habe mir doch nichts Anderes denken können, und amerikanisch sprechen sie auch nicht.“

„Was ist das, was er sagt?“ fragte Frau Rosberg rasch, die auf ein paar Worte aufmerksam geworden war.

„Weiter Nichts“, lachte Rosenthal, „denn die Sache allerdings komisch genug vorkam, als daß Sie einander wohl nicht mehr zu verklagen brauchen, Madame Rosberg, denn Sie sind jetzt alle Beide wirklich und ordentlich verheirathet und Mann und Frau.“

„Na nu?“ rief Pechtels, in die Höhe fahrend, während die Frau den Händler anstarrte, als ob sie einen Geist gesehen hätte.

„Seid Ihr verrückt?“ rangen sich ihr zuletzt die Worte von den Lippen.

Der Richter sagt's,“ zuckte Rosenthal mit den Achseln, „er hat geglaubt, Sie wollten sich trauen lassen, und die Sache ist abgemacht. Das kostet aber immer fünf Dollars, Herr Pechtels, und ist eigentlich billig genug.“

„Jetzt freut mich aber mein Leben“, sagte Pechtels und sah den Richter noch immer starr und erstaunt an, „das ist ja doch gar nicht möglich — in den paar Minuten.“

„Wenn der Mensch verrückt genug gewesen ist, einen solchen Unsinn zu begehen“, rief indeß Frau Rosberg, die sich zuerst wieder von ihrem Erstaunen, aber noch lange nicht von ihrer Entrüstung sammelte, „so mag er es auch wieder auflösen. Sprechen Sie mit ihm, Rosenthal, aber gleich, so lange wir noch hier sind. Nicht einen Fuß setze ich über die Schwelle hinaus, bis ich nicht wieder von dem Menschen gelassen bin.“

Rosenthal wandte sich jetzt an den Friedensrichter und bat ihn, dem Verlangen der Dame nachzukommen. Dieser aber sagte achselzuckend:

„Sie sind doch nicht etwa schon anders verheirathet? das wäre sonst eine verfluchte Geschichte, denn sie hätten in dem Fall einen Meineid geschworen.“

„Nein“, sagte der Händler, „die Frau ist Wittve, und der Mann ist Junggeselle.“

„Desto besser“, nickte der Richter zufrieden, „an der Sache selber aber kann ich gar Nichts thun, und wenn sie wieder geschieden werden wollen, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als sich an die Supreme Court zu wenden, und da wird's Schwierigkeiten und Umstände genug haben. Ich kann die Leute wohl verheirathen, aber nicht wieder scheiden, oder es gäbe eine Heidenconfusion in den Ehen und Arbeit genug.“

„Aber, wenn es nun ein reines Versehen war?“

„Das könnte nachher ein Jeder sagen“, bemerkte Boyles trocken.

„Verheirathet sind sie und bleiben sie; daran läßt sich Nichts mehr ändern.“

Kapitel 3. Nach der Hochzeit.

Frau Rosberg sah schon aus den Bewegungen des Friedensrichters, daß er sich weigerte, dem Verlangen zu willfahren, und gerieth jetzt in der That fast außer sich. Es war dabei ein Glück für sie, daß Boyles kein Wort von alledem verstand, was sie in ihrer Aufregung vorzubekam, denn „Gefel“ und andere derartige Thiernamen gehörten dabei noch zu den mildesten Ausdrücken. An der Sache selber aber ließ sich in der That Nichts mehr ändern, und mit der größten Unbefangenheit bestand Boyles noch außerdem fortwährend auf der Bezahlung seiner fünf Dollars von Pechtels und drohte sogar, diesen als widersetzlich gegen das Gericht einsperren zu lassen, bis er seiner Verpflichtung nachgekommen wäre.

Pechtels machte nun allerdings den Vorschlag, daß sie Beide, er und Madame Rosberg, den „erlittenen Schaden“ gemeinschaftlich tragen sollten, aber die Dame, seine jetzige Frau, warf ihm nur einen verächtlichen Blick zu, verließ die Office, rief nach ihrem „Hannes“ und rasselte kaum eine Viertelstunde später mit der alten Katharine nach der Ansiedlung zurück.

Die Madame Rosberg war übrigens eine ganz entschiedene Frau und hatte schon ihren Plan entworfen. Hier konnte ihr natürlich Niemand helfen, denn die Männer hielten ja doch alle zusammen, aber an ihren Consul in Cincinnati wollte sie sich direct wenden, und der müßte und würde ihr auch Recht verschaffen. Das wäre doch noch schöner gewesen, wenn man nicht einmal zu einem Friedensrichter hätte gehen können, um eine Klage einzubringen, ohne gleich verheirathet zu werden.

Pechtels, wie er seine fünf Dollars bezahlt und den ersten Aerger überwunden hatte, mußte doch lachen; die Geschichte war eigentlich komisch, und daß er gerade mit der Wittve vom „goldenen Löwen“ so gewissermaßen heimtückisch zusammengegeben worden, ein zu wunderlicher und abnormer Fall. Boyles aber wurde, als ihn die „Ladies“ verlassen, und er sein Geld in der Tasche hatte, gemüthlich. Er lud Pechtels und Rosenthal zu sich in den Laden und „traktirte“, das heißt, er schob Jedem ein Glas und die Whiskeyflasche hin, damit sie sich „selber helfen sollten“, ließ sich dann noch einmal den Namen des Bräutigams sagen, den er aber hartnäckig mit f statt ch aussprach, und trank dann die Gesundheit der „Madame Pechtels und einer Menge von kleinen Pechtels, als Nachkommenschaft in der Ansiedlung“.

Pechtels mußte natürlich gute Miene zum bösen Spiele machen, und nur das beruhigte ihn, daß Rosenthal nicht gerade jetzt in ihre Gegend fuhr, denn geschwiegen hätte der Bursche ja doch nicht, während er sich darin diesmal wohl sicher auf die beiden Frauen verlassen konnte. Dann fand sich ja wohl auch mit der Zeit eine Art und Weise, diese aus Versehen geschlossene Verbindung wieder zu lösen.

Allerdings versuchte er noch einmal mit Rosenthal's Hilfe den Richter zu bewegen, die fatale Sache ungeschwiegen zu machen. Er konnte ja „das Blatt einfach herausreißen“, wer sah hier danach, und daß sie alle reinen Mund halten würden, dessen durfte er sicher sein. Vorges aber schüttelte ganz entschieden mit dem Kopf, und selbst als ihm Rosenthal, auf Pechtels' Veranlassung, andeutete, daß es dem Wirth auch nicht auf zehn oder zwanzig Dollars ankäme, um ihm, dem Friedensrichter, „außergewöhnliche Mühe“ zu vergüten, so weigerte sich der Pansee trotzdem hartnäckig. Er traute nämlich seinem Factotum nicht und wollte ihn nächstens fortjücken, und da dieser von der ganzen Sache wußte, hätte er ihn schlimm in Verlegenheit und noch schlimmer in Strafe und Verlust des Amtes bringen können.

Die Sache mußte jedenfalls vor der Hand so bleiben und Pechtels konnte das nicht besonders zur Genugthuung dienen, daß ihm Rosenthal sagte, er wolle in etwa acht Tagen einmal in der Ansiedlung vorbeikommen und sehen, wie sich Alles gemacht habe. Natürlich hielt er den Mund nicht, und der Wirth vom „goldenen Affen“ wußte genau, was ihm nachher an Spott und Redereien bevorstand.

Hier kam er übrigens nicht früher fort, als bis er ebenfalls „tractirt“ hatte, und dann war Rosenthal daran, und dann wieder — als „glücklicher Gatte“ der Wirth. Damit aber machte er sich doch von den Uebrigen los; er fühlte sich nicht in der Stimmung zu einem Gelage, und wenigstens mit diesen Menschen, und sein Pferd wieder aufzäumend, ritt er, eine kleine Weile später, allein und keineswegs in besonderer Eile nach der Ansiedlung zurück.

Wenige Gedanken waren es auch, die ihm dabei durch den Kopf gingen, und ein Mal zügelte er sogar unbewußt und plötzlich sein außerdem schon in langsamem Schritt gehendes Thier ein, als ihm die Möglichkeit durch den Sinn fuhr, daß ihm die Wirthin selber eine solche „Falle“ gelegt habe, und er, albern genug, hinein getappt sei. Aber das war auch nur für einen Moment, denn er verwarf den Gedanken fast so rasch wieder, wie er ihn gefaßt hatte. Nein, die Wittve Rosberg wäre die Letzte dazu gewesen, und er trug jedenfalls an der ganzen Sache genau so viel Schuld, als sie selber. Deshalb hatte er sich auch bis jetzt gar keine Mühe gegeben, um die englische Sprache zu erlernen; nun war das Unglück geschehen, und einen schönen Scandal würde die Geschichte in der Ansiedlung hervorrufen, wenn sie erst erführen, daß sich der „goldene Affe“ mit dem „goldenen Löwen“ — verheiratet habe. Es war eigentlich zu toll, und kein vernünftiger Mensch hätte etwas so Wahnsinniges auch nur ahnen, viel weniger denn vermeiden können.

Und was jetzt? Das Geheul war am Ende, daß er sein Wirthshaus geradezu verkaufte und in einen anderen Staat, am liebsten über den Mississippi hinüber, zog; aber wie hätte der „goldene Löwe“ nachher triumphirt, und blieb er hier — der Teufel sollte das Nachdenken und Grübeln holen, und seinem Thier plötzlich die Sporen gebend sprengte er den Rest des Weges dahin und in seinen eigenen Hof hinein.

So vergingen die nächsten Tage, und Pechtels betrat in der ganzen Zeit nicht ein einziges Mal die Straße, aus Furcht die Wirthin gegenüber am Fenster zu sehen. Deshalb brauchte er aber nicht besorgt zu sein, denn Frau Rosberg selber wagte sich, genau aus dem nämlichen Grund, weder an eines ihrer Fenster noch an die Thür, und doch wußten Beide, daß sich ein Wiederbegegnen wohl künstlich hinausziehen ließ, zuletzt aber doch nicht mehr vermieden werden konnte. Ja, hätten sie in einer großen Stadt gelebt, so wäre es möglich gewesen, hier aber, wo die ganze Häufelmasse der kleinen Ortschaft inmitten der Colonie aus der Kirche, zwei Wirthshäusern, einer kleinen Schmiedewerkstatt, einem Krämer- und Specereiladen und etwa fünf Bauernwohnungen bestand, während der Verkehr sämtlicher Colonisten nur auf diese angewiesen blieb, war ein längeres Ausweichen nicht gut möglich.

Frau Rosberg hatte indessen in ihrer hinten hinaus liegenden Schlafstube, die sie jetzt bewohnte, die Zeit nicht unbenuzt verstreichen lassen und einen Brief an ihren Consul aufgesetzt, in welchem sie die ganzen Verhältnisse — auch die mit den beiden Wirthshausgehilfen — genau beschrieb und darin sowohl, wie in der widerrechtlichen Trauung, Consulatshilfe nachsuchte. Frau Rosberg war aber, wenn auch eine ganz tüchtige Frau und mit der Feder ziemlich gut vertraut, doch keine sehr rasche Briefschreiberin. Die Sache war außerdem zu wichtig und durfte nicht über's Knie gebrochen, sondern mußte klar und einfach, ohne unnötige Worte ausgeführt werden, und drei Mal schrieb sie den Brief über, und brauchte jedes Mal dazu drei Stunden, was ihr dann, mit den anderen nöthigen Arbeiten, auch drei volle Tage nahm. Am dritten Tag aber hatte sie das Schreiben „postfertig“. Der Mailreiter (berittener Postbote) mußte außerdem den nächsten Tag, etwa zur Mittagszeit, durch die Ansiedlung kommen und wechselte da jedes Mal Pferde im „goldenen Löwen“, und in vierzehn Tagen spätestens konnte sie Antwort von Cincinnati haben. War es doch bis zum Obisstrom kaum dreißig Miles, und von da an nahmen die Dampfer die Briefe mit Stromauf.

Von Pechtels hatte sie indessen gar Nichts gehört, und merkwürdiger Weise war auch von der letzten Begebenheit in Karthago noch gar Nichts in der Ansiedlung bekannt geworden. Man fragte sie allerdings mehrmals, wie „die Klage“ abgelaufen, da sie aber ausweichende Antworten gab: „so rasch ginge eine solche Sache nicht“, und verglichen mehr, so beruhigte sich die Deutlichen vollkommen damit. Daß es bei den Gerichten nicht rasch ging, wußten sie alle gut genug aus eigener Erfahrung.

Mit merkwürdiger Verschwiegenheit wahrte aber sogar die Katharine ihre Zunge, eines Theils wohl der „Bäse“ zu Liebe, anderen Theils aber auch, weil sie, die gern Staat mit ihren paar Brocken Englisch machte, den Gedanken selber nicht ertragen konnte, daß in ihrer Gegenwart ein derartiges Mißverständnis habe stattfinden können.

Nächstelhaft blieb übrigens beiden Frauen das Benehmen des „Affenwirths“, denn wie sie Anfangs gefürchtet hatten, daß er den unangenehmen Vorfall gegen den „goldenen Löwen“ ausbeuten würde, so that er jetzt gerade das Gegentheil, ließ sich nicht einmal blicken und konnte keinesfalls ein Wort gegen irgend Jemanden über die Sache geäußert haben, oder es wäre ihr doch gleichfalls und zwar schnell genug zu Ohren gekommen. Was er freilich beabsichtigte, blieb noch in Dunkel gehüllt, aber — sie sollten an dem nämlichen Tage noch mehr in Erstaunen verjagt werden.

Es war Mittagszeit, die Frau als gewöhnlich mit der Katharine allein in ihrer Stube, und das Essen stand schon auf dem Tisch. Die Bäse war nur noch ein Mal hinausgegangen, um das in der Küche vergessene Salz zu holen, als sie aber zurückkam, hatte sie es wieder vergaßen und schlug die Hände zusammen und rief vor lauter Erstaunen:

„Nein, denkt Euch nur einmal, Bäse, nicht für menschenmög-

lich sollte man's halten, wenn ich's nicht mit eigenen Augen gesehen hätte —“

„Aber was ist denn geschehen, Bäse?“ rief die Wirthin fast erschreckt.

„Was geschehen ist?“ sagte aber die alte Frau, „Ihr glaubt's nicht und wenn ich's Euch auch erzähle, aber Ihr könnt Euch selber überzeugen — der Affenwirth hat seinen Affen abgenommen.“

„Der Pechtels?“ sagte die Wirthin erstaunt, „aber weshalb?“

„Ja, das weiß der liebe Gott: ich wahrhaftig nicht.“

„Vielleicht will er ihn frisch übermalen lassen.“

„Aber er war ja noch so gut wie neu.“

„Dann steckt eine andere Lumperei dahinter,“ nickte die Wirthin mit finster zusammengezogenen Brauen, „dem trau' ich Alles zu, und wir werden es sehen und erleben.“

„Aber der Affe ist herunter,“ bestätigte die Alte, „soviel ist sicher, und wenn er ihn frisch übermalen hängt —“

„Ja, wenn er,“ nickte die Wirthin, „und das müssen wir abwarten. Aber jetzt kommt zum Essen, es wird ja Alles kalt, und das Salz habt Ihr auch nicht mit herein gebracht.“

Die Alte schob wieder zur Thür hinaus, und als sie endlich mit der Bäse am Tisch saß, wollte sie immer wieder vom „Affenwirth“ anfangen und sich wundern, was ihn dazu getrieben haben konnte. Die Wirthin aber wehrte ihr; sie mochte wahrscheinlich von der ganzen Sache gar Nichts hören, und verzehrte still und schweigend ihre Mahlzeit.

Der nächste Tag kam und mit ihm der Postbote, aber das Schild da draußen war in der That verschwunden, und wenn es der Wirth vom „goldenen Affen“ nicht wieder festmachte, so konnte sie doch den Brief nicht abschicken, worin sie sich gegen den Consul darüber beklagte. Das mußte sie jedenfalls wieder herausnehmen und deshalb die nächste Post abwarten, die drei Tage später ging. Der Mailreiter paßierte jede Woche zwei Mal die Ansiedlung, und der Brief kam deshalb wieder in ihren Nähtisch, um erst das Weitere abzuwarten.

Und wieder verging der Tag. Das Schild blieb entfernt, und die aus der Ansiedlung kommenden Deutschen, wie die Bewohner des kleinen Orts zerbrachen sich den Kopf darüber, was wohl die Ursache von Pechtels' Benehmen sein könne. Dieser schwieg nämlich hartnäckig darüber, und es blieb deshalb kaum noch einem Zweifel unterworfen, daß der Friedensrichter zu Gunsten der Wittve entschieden haben mußte. Aber daß diese dann nicht wenigstens den Mund aufmachte, setzte die Leute am Meisten in Erstaunen.

Am sechsten Tage, gleich nach der gewöhnlichen Mittagsstunde, kehrte der Händler Rosenthal von einer Tour aus der Nachbarschaft zurück und wie gewöhnlich im „goldenen Affen“ ein. Er hielt aber erst eine Weile vor der Thür, weil er das Schild nicht mehr sah, und erkundigte sich, ob das Wirthshaus noch bestünde. In dessen Einrichtung war aber Nichts geändert, und der kleine Wagen rasselte in den Hof.

Frau Rosberg hatte durch die Bäse augenblicklich erfahren, daß der „Jude“ eingetroffen sei, und das Herz klopfte ihr fast hörbar in der Brust, denn daß nun ihr Geheimniß bald kein Geheimniß mehr bleiben würde, ließ sich denken. Welches Interesse konnte der Affenwirth auch haben, es zu halten — merkwürdig genug, daß er überhaupt nur so lang geschwiegen hatte.

Die Katharine war hinausgegangen, um den Kaffee zu besorgen, und die Wirthin saß allein in ihrem kleinen Zimmer, den Kopf in die Hand gestützt, am Fenster, das nach dem Hof hinausführte, und das Herz war ihr recht zum Brechen schwer.

Da öffnete sich leise und fast geräuschlos die Thür, als sie sich aber doch dahin drehte, sah sie wie die Katharine nur den halben Kopf hereinsteckte und dann mit der äußersten Vorsicht flüsterte:

„Er kommt.“

„Er kommt? Wer? Der Rosenthal?“

„Nein — der Affenwirth.“

„Der Affenwirth?“ rief die Löwenwirthin wirklich erschreckt von ihrem Stuhl emporspringend, „zu mir?“

„Er kommt jedenfalls hier ins Haus herein und zu wem Anders soll er wollen?“

„Der Pechtels?“ sagte die Frau noch immer erstaunt.

„Da kommt er schon über den Hof,“ flüsterte die Bäse, drückte die Thür wieder zu und that, als ob sie Niemanden gesehen hätte und nur ihrer Arbeit nachgeben wolle, bis sie der Affenwirth selber anrief und nach etwas frag.

Wenige Minuten später klopfte es an der Wirthin Thür, und der Frau fehlte fast der Athem zu antworten. Waren es ja doch auch eigene Verhältnisse, unter denen sie jetzt dem Mann gerade wieder begegnen sollte. Aber sie brachte doch ein halblautes „Herein“ über die Lippen, und als sich gleich darauf die Thür öffnete, stand Pechtels, den Hut in der Hand, auf der Schwelle und sagte freundlich:

„Stör' ich, Frau Rosberg?“

„Nein,“ erwiderte die Frau, aber wieder kaum verständlich; es kam ihr gar so sonderbar vor, daß der Affenwirth jetzt zu ihr in die Stube trat, ohne daß sie eigentlich einen besonderen Janz mit ihm hatte — und was wollte er nur?

„Frau Rosberg,“ sagte der Wirth, während er noch immer an der Thür stehen blieb, bis sie ihn durch eine Bewegung mit der Hand nöthigte, näher zu kommen. „Sie sind vielleicht erstaunt über meinen Besuch, aber — ich hätte etwas mit Ihnen zu sprechen.“

„Bitte, wollen Sie nicht Platz nehmen?“

„Danke Ihnen,“ sagte er, während er seinen Hut auf die Commode legte und sich selber einen Stuhl vorsetzte.

„Und womit kann ich Ihnen dienen?“ Die Frau war merkwürdig artig heute, denn es that ihr wohl, daß er sich nicht auf die letzte Zeit bezog.

„Ich wollte Ihnen nur anzeigen,“ sagte Pechtels, „daß der Krämer, der Rosenthal, den wir neulich in Karthago trafen, heute hier in die Ansiedlung gekommen ist und — heute und morgen hier bleiben will.“

„Ich weiß, daß er gekommen ist,“ sagte Frau Rosberg.

„Ja,“ meinte Pechtels, „Sie wissen aber nicht, was es für ein unaussprechlich Schicksal ist, und so sorgsam ich bis jetzt unser — Geheimniß geschützt habe, so dürfen wir kaum hoffen, daß Rosenthal eben die nämliche Rücksicht nimmt.“

Frau Rosberg zuckte die Achseln. „Und was läßt sich dagegen thun. Wir Beide sind jedenfalls unschuldig an dem fatalen Mißverständnisse, und ich habe schon an unseren Consul geschrieben, der dann das Weitere verfügen wird, um den aus Versehen geschlossenen Act wieder aufzuheben.“

Pechtels schweig eine Weile und sah nachdenkend vor sich nieder, endlich sagte er leise:

„Ich hatte Ihnen noch einen anderen Vorschlag machen wollen, muß aber natürlich vorher Ihre Meinung darüber hören.“

„Und welcher wäre das?“

„Sie wissen, Frau Rosberg,“ begann da der Wirth wieder, „in welchem unerquicklichen Streit wir eine ganze Weile gelebt haben —“

„Und wer trug daran die Schuld?“ sagte die Frau scharf.

„Zum größten Theil ich selber,“ erwiderte Pechtels ruhig.

„Daß ich das nämliche Schild wie Sie bekam, war allerdings nicht meine Absicht gewesen, und der erbärmliche Stümper von Maler hat das Kunstwerk zu verantworten. Da Sie aber dagegen eiferten,

war es eine Art von — ich will gern eingestehen — ungeschicktem Trost von mir, es beizubehalten, und daß ich das bereue, habe ich Ihnen schon seit einigen Tagen bewiesen. Der „goldene Affe“ existirt nicht mehr.“

„Existirt nicht mehr?“

„Nein, ich habe ihn verbrannt und — werde gar kein Schild mehr führen.“

„Sie wollen Ihr Wirthshaus aufgeben?“ fragte Frau Rosberg rasch.

„Das hängt von Umständen ab,“ sagte Pechtels, „aber Eins möchte ich Ihnen sagen, Frau Rosberg, und Sie recht freundlich bitten, es sich genau zu überlegen. Wir haben uns beiseide gehabt, ohne uns gegenseitig zu kennen, jetzt hat uns das Schicksal auf so wunderliche Weise verjöhnt, ich wenigstens hege nicht mehr den geringsten Groll gegen Sie und habe ja auch in der Hauptsache schon nachgegeben. Wie war's, wenn wir den albern Friedensrichter in Karthago — nicht Lügen strafen.“

Die Frau sah ihn erstaunt an, sie begriff nicht gleich, was er meinte; Pechtels aber fuhr fort:

„Sie haben ein hübsches Besitzthum in der Ansiedlung, ich ebenfalls. Sie sind etwa zwei oder drei und dreißig Jahr alt (Frau Rosberg war sechs und dreißig und fühlte sich geschmeichelt), ich habe gerade so viel und noch ein paar mehr in den Vierzigen. Ebenso verstehen wir Beide die Wirthschaft und könnten bei Vereinfachung derselben den doppelten Nutzen ziehen. Außerdem bin ich ein halbwegs guter Mensch, ich trinke und spiele nicht, über meinen Charakter können Ihnen meine Leute Auskunft geben, es fällt nie ein hartes Wort zwischen uns vor. Umstände haben wir außer dem nicht mit unserer Hochzeit, die ganze Sache ist schon pränummerando abgemacht, und es liegt jetzt allein in unseren Händen, einer sehr unangenehmen Neberei und wahrscheinlich auch dem Spott der ganzen Nachbarschaft zu entgehen. Wir sind einmal verheirathet, Frau Rosberg, und ob wir's bleiben, liegt jetzt in Ihrer Hand. Ich“ setzte er mit etwas leiserer Stimme hinzu, denn es war ihm, als ob er draußen an der Thür eine Bewegung gehört hätte, „biete Ihnen hiermit, wie es Pflicht des Mannes ist, feierlich meine Hand an. Wollen Sie sie ausschlagen, gut, dann bitte ich Sie nur, daß die Sache unter uns bleibt, und ich verspreche Ihnen noch außerdem, Sie nicht mehr mit dem goldenen Affen zu ärgern. Denken Sie aber günstig darüber, so geben Sie mir morgen Antwort. Ich will Sie nicht drängen, und bis dahin halt' ich Rosenthal ruhig, wenn ich auch nicht länger für ihn einstehen möchte. Also morgen früh um zehn Uhr hol' ich mir Antwort“ — und ohne der Frau auch nur Zeit zu lassen, ein einziges Wort zu erwiedern, stieß er die Thür rasch auf, aber auch zu gleicher Zeit draußen gegen einen harten Gegenstand, dem ein lauter Schmerzensschrei folgte.

„Bitte tausend Mal um Entschuldigung,“ sagte Pechtels, als er hinaustrat und die alte Katharine da stehen sah, die sich den Kopf hielt und laut stöhnte, „wie unglücklich, daß Sie gerade da stehen mußten, haben Sie etwas verloren?“

„Ich suchte den Schlüssel, der hinuntergefallen war.“

„Thut mir wirklich leid, aber ich hatte keine Ahnung.“

„O, du großer Gott, mein Kopf!“

„Legen Sie ein kaltes Messer auf, dann gibt's keine Peule,“ sagte Pechtels und schritt, quer über den Hof hinüber, seinem eigenen Hause wieder zu.

Ich will den Leser nicht mit dem Schluß hin halten.

Am dem nämlichen Abend steckte Frau Rosberg den Brief, den sie an den Consul in Cincinnati geschrieben hatte, nicht in den Kasten der Postoffice, die der Händler schräg gegenüber hielt, sondern in den Feuerherd, und als am nächsten Morgen — denn Rosenthal hatte nicht länger schweigen können — ein Gerücht durch die kleine Ortschaft lief, daß Pechtels und Frau Rosberg in außerordentlich nahe Verbindung brachte, ging der Erstere wieder hinüber, um sich seine Antwort zu holen, und daß dieselbe nicht ungünstig ausgefallen, zeigte sich schon an dem nämlichen Tage. Alle Kunden, die im „goldenen Affen“ vorsprachen, wurden hinüber in den „goldenen Löwen“ gewiesen — Rosenthal fiel mit seiner Neugierde förmlich in den Sand, und am nächsten Tag lud Pechtels die Nachbarn und Alles, was vorsprach, zu einem solennen Mittagessen in den Löwen ein, wonach er dann so ruhig Besiß und Führung der neuen Wirthschaft übernahm, als ob die Vereinigung schon seit Jahren vorbereitet und nicht eigentlich das Resultat eines reinen Zufalls gewesen wäre.

Und die Ehe war wirklich, unter so wunderlichen Auspicien sie begonnen, eine glückliche, ja als Mrs. Pechtels, jetzt Mutter eines viel versprechenden jungen Pechtels, eins davon sprach, das abschließliche Schild mit dem gelben Ungethüm von der Thür zu nehmen, um es mit einem besseren zu vertauschen, nahm Pechtels sen. entschieden die Partei der Caricatur eines Löwen.

Das Schild war es ja doch eigentlich gewesen, was sie Beide zusammengeführt, und schon aus Dankbarkeit hätte er es nun und nimmer missen mögen.

So blieb denn der „goldene Löwe“ wie er immer gewesen, aber die kleine Ansiedlung wuchs und gedieh dafür weit rascher, als man je erwartet haben mochte. Anstatt den Centralpunkt der Bahn nämlich nach Karthago zu verlegen, hatte die Eisenbahndirection diesen Platz für passender gehalten. Fünf Jahr später kreuzten sich dort zwei Schienenstränge, und das Grundeigenthum wuchs, je mehr Bewohner sich dorthin zogen, rasend schnell.

Lange noch war aber der „goldene Löwe“ das einzige Wirthshaus in dem Ort gewesen, der schon anfang sich zu einer Stadt heran zu bilden, und während sich Pechtels dabei außerordentlich gut befunden, hatte die Vereinigung der beiden Häuser auch einen wohlthätigen Einfluß auf die Colonisten ausgeübt. Sie konnten sich nicht mehr ausweichen und mußten dort zusammentreffen, wo sich dann manches alte, lang gehegte Vorurtheil milberte oder auch ganz verschwand.

Erst in der allerletzten Zeit verkaufte Pechtels, der sich viel Geld verdient hatte, ihre beiderseitigen Grundstücke mit dem „goldenen Löwen“ zu einem sehr hohen Preis und zog sich dann mit Frau und Kindern nach Deutschland zurück, um hier das in Ruhe zu verzeihen, was sie sich drüben über dem Ocean mit Fleiß und Sparsamkeit verdient.

G n d e.

[2431]

Aus dem Leben berühmter Prestidigitateurs.

III.

Robert Houdin und die Araber.

Die französische Regierung sandte vor einigen Jahren den berühmten Pariser Prestidigitateur nach Algerien, um auf die wilden Stämme der Kabylen einen moralischen Eindruck hervorzubringen. Sie sollten einsehen, daß die Kunstproductionen ihrer einheimischen Jongleurs den Vergleich mit einem französischen Zauberer nicht aushalten konnten.

Es waren sechzig Beduinen nach Algerien berufen, und im Schaupielhause waren zahlreiche Dolmetscher angestellt, um Houdin's Ansprache zu erklären. Mit jeder Leistung stieg das Ge-

staunen und die Angst der Araber, sie beteten ihre Rosenkränze und waren in ernst-feierlicher Stimmung. Bald aber ging diese in eine unruhige über, als der französische Zauberer eine Menge wirklicher Kanonenkugeln aus seinem leeren Hut herausfallen ließ, oder als er aus einem seidenen Schnupftuch einen ungeheuren Blumenkorb hervorzauberte, oder als ein kleines Füllhorn eine solche Unmenge von Geschenken lieferte, daß Jeder der Anwesenden ein Andenken erhielt. Houdin trug ein Kästchen mitten in den Saal und sagte zu den Arabern: Ich will Euch zeigen, daß ich den Stärksten unter Euch nach Belieben in einen Schwächling verwandeln kann. Wenn ich will, so kann Niemand von Euch dieses leichte Kästchen vom Boden heben. Ein herrlicher Mann trat unglaublich hervor und hob das Kästchen wie eine Feder empor. Houdin sprach einige Zauberworte, und jetzt war es dem Stärken unmöglich, das Kästchen zu heben. Er stellte sich über dasselbe und machte eine Anstrengung, die das Kästchen zu zersplittern drohte, da erhielt er aber einen heftigen electrischen Schlag und mit dem Geschrei: Allah, Allah! rannte er zum Saal hinaus. Jetzt zweifelte Niemand daran, daß Houdin der Teufel in höchst eigener Person sei.

Houdin bewies jetzt seine Unverletzlichkeit. Die Marabuts zeigten ein Kunststück ähnlicher Art: Sie gestatten eine geladene Pistole auf sie abzufeuern, aber der Schuß geht niemals los, weil sie zuvor das Zündloch verstopft haben. Houdin gestattete den Arabern, die Pistole zu untersuchen und selbst zu laden.

Sogleich übernahm einer von den Gästen, den angeblichen Teufel todzuschießen, er blies Luft durch die Pistole, lud sie dann doppelt, bezeichnete die Bleikugel und zielte auf Houdin's Herz.

Bist Du ganz überzeugt davon, daß die Pistole geladen ist?

Ja, sagte der Araber, die Pistole ist gut und sorgfältig geladen; ich werde Dich ganz sicher tödten!

Und es thut Dir nicht leid, mich zu tödten?

Nein, sagte der naive Araber, wie könnte es mir leid thun, ich will Dich ja tödten!

Houdin ergriff ein Messer, spießte darauf einen Apfel, hielt ihn in die Höhe und rief: Ziele auf mein Herz.

Der Araber zielte bedächtig und drückte ab. . . Der Dampf verzog sich, und Houdin stand unverletzt da, und die Kugel mit dem arabischen Zeichen war vom Apfel aufgefangen. Der gänzlich niedergedonnerte Araber betrachtete den Apfel, steckte ihn dann rasch in sein Gewand und eilte vergnügt fort. Er glaubte durch den Besitz dieses Talismans gleichfalls unverwundbar zu sein.

Zum Schluß forderte Houdin einen Araber auf, die Bühne zu betreten. Hier ließ er ihn einen Tisch bestücken und entzog ihn den Blicken durch einen leichten Cylindervon buntem Zeug. Hierauf trug er den Tisch mit Hilfe eines Dieners bis an das Proscaenium und warf den Cylindervon ihm. — Er war leer. . . Der junge Hühnling war verschwunden. Das war den Söhnen der Bühne zu arg. Tumultuös rotteten sich Einige zusammen und verlangten ihren Kameraden wieder. Andere flohen entsetzt zum Saal hinaus, wo sie aber den verschwundenen Araber ganz und gar mit heiler Haut wiederfanden.

Erst nach langen Erklärungen der Dolmetscher und des Gouverneurs begriffen die Araber, daß Houdin kein Magier, noch Teufel sei, sondern nur ein geschickter Künstler. Sie ehrten ihn nun in außerordentlicher Weise und überreichten ihm eine höchst schmeichelhafte, von allen Scheiks unterzeichnete Abreise.

Robert Houdin bereiste nun die Colonie und trug mächtig dazu bei, die Araber von dem Uebergewicht der Franzosen auch in andern Dingen, als den Waffen, zu überzeugen. Fortan fügten sie sich geduldriger unter die Fremdherrschaft. [2422]

(Schluß folgt.)

Frankreichs Küche.

Ein mythischer Schleier ruht über der französischen Kochkunst aus den grauen Tagen längst vergangener Jahrhunderte. Als die Hunnen mit ihrem Rabenbanner heulend zur einen Thüre hereinströmten, entfernten sich die alten römischen und griechischen Köche durch die andere, und den Tagen gastronomischer Glorie folgte lange, tiefe Finsterniß.

Mit dem Erscheinen der wilden Fremden verschwand die edle Kochkunst sammt den andern Wissenschaften, deren Gefährtin und Ersterin sie war. Die meisten Köche wurden in den Palästen ihrer Herren niedergemetzelt, Manche flohen, um nicht den Unterdrückern des Landes zu dienen, nur Wenige boten ihre Kunst an und wurden abgewiesen, denn die rohen Gaumen und ausgetrockneten Rehren der Barbaren waren für die Reize der feinen Tafel unempfindlich; sie lobten sich ungeheure Wildbraten und ungemessene Quantitäten starker Getränke, und da sie stets bewaffnet waren, arteten ihre Banquetts meist in Orgien aus, und die Speisehallen triefen nicht selten von Blut.

Im Laufe der Zeit trat freilich die Civilisation in ihre Rechte, die enormen Keulen verwandelten sich in zierliche Gerichte, und man bat die Freunde zur Tafel, um sie zu regalisieren, nicht um sie zu sättigen.

Karl der Große nahm an seiner Tafel persönliches Interesse, und unter den Träumen eines europäischen Reiches studierte er sorgfältig die gastronomischen Hülfsmittel seiner weiten Staaten.

Im Mittelalter gaben die französischen Könige ihren Festen einen edelsten, galanten Charakter; an den Tafeln Johann's von Frankreich und der früheren Ludwige herrschte Pracht und Luxus. Die Ritter jener Tage saßen in Paris und Wien an festlich vergoldeten Klauen und Pfauen mit purpurnem und schillerndem Gefieder von Pagen in goldstrotzenden Gewändern stolz durch die Hallen tragen. Das Erscheinen der Damen bei den Gelagen mußte die Sitten verfeinern, und der Kochkunst erglänzte ein neuer Stern. An den reichen Hoflagern der Sforza, Borgia's und Medicis erreichte sie bald eine hohe Vollenbung; die Gemälde von Titian, Bellini und Giorgione geben uns von den Banquetts jener Zeiten ein klares Bild. Den Geschmack an der neuen Kunst erhöhten noch die Gewürze, welche die Venetier aus dem Osten brachten, und gaben den Liebhabereien unserer Ahnen einen sehr verschiedenen Anstrich von den unsern. Die Italiener jener Zeit liebten die Wohlgerichte Arabiens und Spaniens und kochten nicht selten Fische in Rosenwasser; auch in Deutschland wurde bis zu den Tagen Maximilian's II. von Oesterreich und August's von Sachsen der graue Amber häufig in den Küchen der Großen gebraucht. Ueberhaupt nahm der Aufwand bald so überhand, daß Luxusgesetze erlassen wurden, die jedoch das gewöhnliche Schicksal solcher Verbote, der Mode zu steuern oder den Luxus zu zügeln, theilten.

Den Kreuzzügen verdanken wir wenigstens den Erfolg, daß die französischen Kreuzfahrer aus den sandigen Schlachtfeldern von Ascalon die Chalotte mit in die Heimath und in die europäische Küche brachten.

Frankreichs Kochkunst ist zweifellos ein merkwürdiges Gebäude, das die Weisen und Großen vieler Jahrhunderte Stein für Stein aufbauten; halfen doch Majoresdomus, Aebissinnen, Favoritinnen der Könige, Gelehrte, arabische Alchemisten und venetianische Aerzte diesen unvergänglichen Thurm Babels errichten.

Ludwig XII. nahm bei seinem Einfall in Italien mehrere Köche gefangen, welche in Frankreich bald zu Ehre und Ansehen gelangten. Viele ihrer reizenden leichten Gerichte behaupten dort noch ihren Rang. Reiche mögen vergehen, das Fricassée aber wird bestehen.

Den Tagen Leo's X. entstammt das Fricandeau, jenes köstliche Gericht von gespicktem und mit Gewürzen, Speck, gelben Rüben, Zwiebeln und Petersilie gedämpftem Kalbfleisch, das mit macedonischer Sauce oder Sauerampfer servirt wurde. Jean de Carême, der seinen Namen einer berühmten Fastensuppe verdankt, war der erhabene Erfinder dieses Leckerbissens. Der gleiche Papst aber begünstigte den Genius Raphael's und den Genius des Erfinders des Fricandeau.

Dieser luxuriösen Zeit verdanken wir auch wahrscheinlich die Einführung der Gabeln. Die Römer kannten sie noch nicht. Fünftausend fünfshundert und etliche Jahre brauchte die Menschheit, um das Fricandeau zu erfinden und den Gebrauch der Gabel zu entdecken!

Als Heinrich IV., nach dem Tode der Herzogin von Beaufort, Marie von Medicis heirathete, begann die große Epoche der französischen Kochkunst. Köche aus dem Gefolge dieser Dame führten auch Gefrorenes in Frankreich ein. Diese köstliche, süße Speise ist ebenfalls die Erfindung eines Zeitgenossen des göttlichen Raphael.

Als Ludwig XIV. wie in Allem, so auch bezüglich seiner Tafel wunderbar wurde, erlann Madame de Maintenon die berühmten Cotelettes à la Maintenon. Sie dünstete dieselben nach Art der Venetianer erst eine Stunde mit Schwämmen, Chalotten, Petersilie und Butter, versah sie mit Salz, Pfeffer und Speckstücken in Herzform, band sie in gelbes Schreibpapier und briet sie auf sehr langsamem Feuer, so daß das Papier alles Fett aufsaugte. Schließlich wurde noch ein Löffel voll veloutée, vermischt mit drei in Rahm zerlepten Eidottern, Citronensaft und eine Mynung spanischen Pfeffers dazu gegeben. Welch zarter Beweis liebevoller Sorgfalt! Die Idee des Receptes verdankte Frau v. Maintenon wohl dem Genius Béchamel's, dem Erfinder einer der köstlichsten Saucen, die je den menschlichen Gaumen entzückten. Um das Alter des großen Monarchen zu versüßen, erfand man auch Liqueure. Die Destillation, die Kunst der Alchemisten, wurde, wie man sagt, durch Kreuzfahrer nach Europa gebracht (wenn sie nicht allenfalls von den spanischen Mauren stammt) und führte erst unter Ludwig XIV. zum allgemeinen Gebrauch des Brantweins. Die mit Zucker versüßte und mit Parfüm gesättigte Alkoholbasis zeigte sich zahlloser Variationen fähig, und das medicinische Labial wurde bald ein gewöhnliches Getränk.

Ludwig XV. war ein Epicuräer, weiter Nichts. Ludwig XIV. hatte tapfer den Rhein überschritten und seine Karossen voll Damen um belagerte Städte geführt, hatte sich im Ball- und Lauspiel ausgezeichnet: Ludwig XV. zeichnete sich nur im Essen aus. Allerdings waren seine kleinen soupers in Choisy auch heiterer und reizender, als die formellen Paraden, welche Ludwig XIV. in Versailles organisierte, und deren Pracht und Langweile gerade zu diesem Orte paßten. Profane Augen sollten übrigens nicht Zeugen dieses Abnehmens aller Majestät sein, und so erfand ein geschickter Mechaniker und Schlingler der Pompadour die tables volantes, welche sich in die Küche senkten und wieder in die königlichen Gemächer aufstiegen. Diese Erfindung wäre vollkommen gewesen, wenn sich durch die Fallthür nicht auch die Dämpfe der Küche mit eingeschlichen hätten. Dilettanten, selbstthätigen Könige zu Liebe strengte die Herzogin von Mailly ihren Geist mit der Erfindung des Gigot à la Mailly an.

Ludwig XVI. war zu sehr von seiner Schlosserliebberei in Anspruch genommen, um ans Essen zu denken. Er unterließ es, seine Freunde durch gute Tafel in angenehmer Laune zu erhalten, seine Feinde durch jene matelotes und Truthühner mit Trüffeln zu gewinnen, durch welche der Herzog von Orleans berühmt wurde, und unterlag so der Revolution.

Im Jahre 1770 entstanden in Paris die ersten Restaurants im Champ d'Oiseau und der rue de Poulies; sie signalisirten, so zu sagen, den Anfang demokratischer Ansichten. 1789 gab es schon 100, 1804 zählte man 5—600 und jetzt finden sich mehr, denn tausend Restaurants in Paris. Die Legislatoren brachten den Besuch dieser Locale zuerst in die Mode, die Köche des weltlichen und geistlichen Adels nahmen ihre Zuflucht dahin und befanden sich wohl dabei, und die neuen reichen Männer der Revolution hatten das Schnarren der Guillotine noch in zu frischer Erinnerung, um durch äußeren Glanz den Reiz des gefährlichen, mißtrauischen Pöbels zu reizen und zogen folglich die Delicatesse des öffentlichen Restaurant der Tafel im eigenen Hause vor.

Napoleon als wie ein Soldat, wenn er Appetit fühlte, und verkürzte wohl sein Leben durch diese Unregelmäßigkeit. Ueberhaupt gab es bis zu Ludwig XVIII. keinen königlichen Gourmand mehr. Dieses Monarchen Freund und Rathgeber in Küchenangelegenheiten war der Herzog d'Escars, dessen ganzes Sehnen dahin ging, sich durch Erfindung einer neuen Speise unsterblich zu machen. Ob es ihm nun nicht gelang, oder ob er mit der Treue eines Decius seinem Gebieter Ehre und Ruhm der Entdeckung überließ? — wir wissen es nicht zu sagen. Ebenso wenig hat die Geschichte festgelegt, ob truffles à la purée d'ortolans oder pâtés des saucissons die Leibspeise Ludwig XVIII. und des Herzogs d'Escars waren? So oft sich aber die beiden hohen Herren zurückzogen, um eine Speise zu vervollkommen oder eine neue zu besprechen, brachte die officielle Zeitung am folgenden Tage die Anzeige: „Mr. le duc d'Escars a travaillé dans le cabinet.“ Schließlich fiel der Herzog auch den truffles à la purée d'ortolans, einer Speise, welche er und sein königlicher Herr stets eigenhändig bereiteten und deren Recept der Dienerschaft ein Geheimniß blieb, zum Opfer. Die Portion war größer, als gewöhnlich, und die edlen Herren genossen das Ganze zum Frühstück. Beide erkrankten heftig in der folgenden Nacht, und der Herzog war bald rettungslos. Treu bis zum Tode verlangte er, daß man den König wecke und ihn vor der Gefahr eines ähnlichen Anfalles warne. Es geschah; man meldete der Majestät, daß der Herzog im Sterben liege. Was? rief Ludwig XVIII. mit bewunderungswürdigem Gefühl und noch mehr Philosophie, was, er stirbt an meinen truffles à la purée? Habe ich Euch nicht immer gesagt, daß ich den besseren Magen hätte. Ein satirisches Journal meldete das Ereigniß mit folgenden Worten: Gestern wurde Seine allerchristliche Majestät von einer Inobedienz befallen, in Folge deren der Herzog d'Escars diesen Morgen starb.

Uebrigens blieb der König sowohl hinsichtlich der Quantität als Quantität ein Gourmand bis ans Ende. Zwischen dem ersten und zweiten Gang der Tafel ließ er sich oft von einem Pagen eine Platte kleiner, ausgezeichnete Schweinscotelettes serviren, nahm eins nach dem anderen in seine weißen, dicken Finger und hatte meist die Platte geleert, bevor der zweite Gang erschien.

Die Revolution brachte die piéces de résistance und die Kartoffel an naturel. Der berühmte Kocher de Cancale, dessen Speise-local 1804 gegründet und 1848 aufgehoben wurde, brachte zuerst zu jeder Jahreszeit frische Austern nach Paris und wurde besonders durch seine Frösche und — wir sagen es mit betrübtem Herzen — Rothkehlchen berühmt. Ja, diese schuldlosen Vögelchen, welche gleich

weinenden Kindern des Jahres Sterbelied singen, haben einen delikaten bittersen Geschmack und bilden in Metz, Lorraine und Elsaß einen bedeutenden Handelsartikel. Der Almanac des Gourmands sagt mit herzloser Ironie: „Das Rothkehlchen dürfte beweisen, daß der Gourmand von Natur unmeniglich und grausam ist, denn er fühlt kein Mitleid mit dem reizenden Zugvögelchen, dessen argloses Vertrauen es vor der Hand des Koches schützen sollte: wenn man aber Alles bemitleiden wollte, hätte man schließlich Nichts zu essen und jedenfalls muß zugegeben werden, daß das Rothkehlchen eine hohe Stufe in der Classe der beccafici einnimmt und ein köstlicher Braten ist.“ Das zierliche Vögelchen wird à la broche und en salmis genossen.

Frösche sind gebacken oder mit Petersilie gedünstet eine delicate Speise. Wir wissen nicht, wann diese Amphibien zuerst für die Küche gezogen wurden, doch scheint ihr Verbrauch in Frankreich abzunehmen, weil das Thier anfängt, seltener zu werden. Ebenso wenig ist es uns gelungen, festzustellen, seit wann Schnecken eine Rolle in der französischen Küche spielen. Sie bilden einen bedeutenden Handelsartikel und finden sich in Haufen in den Läden der Duais in der Nähe des Louvre.

Das Mahl einer französischen Bürgerfamilie bietet ein lieblich Genrebild. Lächelnd steckt der Hausvater die Serviette ins Knopfloch, und der Schmaus beginnt in heiterer Herzlichkeit. Nach der Suppe wird leichter Medoc unparteiisch eingeschenkt, der Braten macht die Runde, und die junge Welt wählt mit Ueberlegung, aber ohne Selbstsucht. Das kleine Dessert schließt das frugale Mahl, und man lobt dessen Rüsse und bewundert dessen Feigen und Mandeln.

Der Aufenthalt in einem französischen Restaurant ist ebenfalls entschieden angenehmer, als in einem deutschen Kaffeehaus. An Sommerabenden ist z. B. ein Plätzchen bei Vefour in der Nähe der offenen Thür reizend. Die Blätter rauschen, frohe Kinder spielen mit ihren Bonnen, die Dämmerung senkt sich und macht nach und nach dem Gaslichte der Arkaden Platz, und geschäftige Kellner fliegen leise umher und freuen sich über das Lob, das diesem oder jenem Gerichte wird. Die Heiterkeit französischer Kellner und die Art und Weise, wie sie schließlich die Stems zusammenstellen, ist an sich schon den Preis eines Mahles werth.

Ebenso ist das Mittagmahl auf den Eisenbahnstationen gewiß für Jeden, der je in Frankreich reiste, eine angenehme Erinnerung. Man findet da solch schnelle Bedienung, solch freundliches Bemühen, gefällig zu sein, solch reibliches Verlangen, mit Preis und Waare zufrieden zu stellen: wie ganz anders gestaltet sich der Dinge Gang auf gar mancher deutschen Station, und ich glaube, daß die Reisenden zu zählen sind, die sich an eine Mahlzeit während „15 Minuten Aufenthalt“ mit Vergnügen erinnern. Auf der großen Staatsbahn nach Straßburg bekommt man jetzt ein Mahl von mehreren Gängen in den Zug, man speist während der Fahrt und schickt das Geschirr zc. durch den Conducteur wieder zurück. Welche köstliche Einrichtung ist das im Vergleich zu dem abgestandenen Bier, dem ausgetrockneten Brod, dem altgedackenen Kuchen, dem zähen Schinken und den halbhoher Würsten, das alles als Leckerbissen in unseren „Restaurationen“ (!) figurirt und nebst dem schalen Kaffee und der verfaßenen Suppe nicht einmal gleich zu haben ist, wenn man es verlangt.

Als Marie de Medicis Marseille betrat, schlug der Baum französischer Kochkunst Wurzel; er grünt und treibt immer, und möge er blühen „bis ans Ende aller Tage“. — Frankreich, Pflegemutter des Weines, welcher Tyrann, welcher Eroberer könnte Deine Platten zerbrechen oder Deine Herdfeuer auslöschen, so lange Deine Provinzen solche Delicatesse liefern! Straßburg und Toulouse bieten ihre foies gras, Angoulême seine Rebbühnerpasteten, le Mans und la Flèche ihre Kapannen, Périgord seine Truthühner, Nancy sendet seine Terrinen, Sarlat seine Berglühner, Arles seine Würste, Troyes seine Zungen und seinen fromage de cochoon, Cancale und Stretat ihre Austern; Straßburg gibt seine Salmen, Karpfen und Krebse, Rouen seine Enten, Dijon, Châlons und Rheims ihren Senf, Air sein kostbares Del, Verdun seine Süßigkeiten, Metz seine Ortolans (Zettammer), Bithuniers seine Perchen und Mandelfischen, Alençon seine gemästeten Gänse, Orleans seinen Essig, Cognac seinen Brantwein, Bordeaux seinen Anisette, Montpellier seinen Crème de Moca, Certe sein Rosenöl, Brignolles seine eingemachten Pflaumen, Orléans seine Feigen und Pflaumen.

Manch geistreicher Kopf, manch geschickte Hand haben Jahrhunderte lang die französische Kochkunst vervollkommen; sie mag weniger solid sein, als die deutsche und englische, aber sicherlich ist sie feiner und reizender. Zweifelloso wird auch künftig die Wissenschaft ihre Hilfe einer Kunst leihen, die so viel zum Frieden, zur Vereinigung von Familien und Nationen beiträgt und ein Band sozialer Interessen bildet, das die Barbarei des Krieges nicht zerreißen kann. [2373]

Fantasma.

Vor Schluß der Saison brachte die königliche Oper in Berlin ein neues Zaubervall von Taglioni: Fantasma.

So tief wir von den zahllosen Schwierigkeiten, ein Ballet in Scene zu setzen, überzeugt sind, setzen wir doch: Dreimal glücklicher Meister! Was weber Dichter, noch Maler vermögen — du darfst und kannst es. Hier finden die kühnsten Sprünge den lebhaftesten Beifall. Esbären und Palmen, Nymphen und Drachen, Spanier und Amazonen vereinigt du in Einem Rahmen, und die Erwachsenen folgen der Entwicklung dieser „lebenden Märchen“ mit Entzücken.

Der Held ist diesmal ein spanischer Hidalgo, Namens Romero. Er rettet der schönen Donna Fantasma das Leben, verliebt sich in sie und findet Gegenliebe. Aber auch ein indischer Zauberer ist für Fantasma entbrannt, welche er nach dem Morgenlande in sein Reich entführt, wo Zwerge und Ungeheuer, ja, ein ganzes Amazonenheer sie bewachen. Romero, vom Genius des Lichtes geleitet, eilt der Entführten nach, besiegt den Zauberer und seinen Drachen und feiert schließlich mit Fantasma nach glücklich überstandenen Gefahren und Prüfungen im Reich der Wasserfee seine Hochzeit.

Aber was soll eine blühende Beschreibung! Feen und Zauberer können heutzutage nur getanzet werden. Wir beschränken uns daher auf den Abdruck eines Amazonen-Marsches aus dem neuen Ballet, der noch in jeder Aufführung da capo verlangt wurde. Und zwar galt der Beifallssturm sowohl dem Marsch, wie den Amazonen. Ihnen, verehrte Leserin in der Ferne, wird die Musik ihr Lob sich selbst sprechen; die anmuthige muthige Schaar zeigt Ihnen das Bild.

Von der Musik zu Fantasma sind außerdem folgende Piéces in der Hof-Musikhandlung von Bote u. Bock (Berlin) erschienen: Potpourri (1 Hft.); Persischer Marsch (7½ Sgr.); Bienen-Walzer (15 Sgr.); Quadrille (10 Sgr.). Wir machen die zahlreichen Freundinnen und Freunde des ausgezeichneten Componisten Paul Hertel darauf aufmerksam. [2440]



Marsch der Amazonen
aus Fantaska. (Act 3.)

Marcia Allegro.

Musik von P. Hertel. Op. 95.

Marche Allegro.

Piano. *mf* *sempre stacc.*

f *Ped.* ** Ped.*

mf *Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.*

ff *Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.*

Trio. *Fine. mf con leggerezza.* *f* *Ped.* ** mf*

f *Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.* ** Ped.*



Zur Kindererziehung.

Uns ist, hervorgerufen durch den gleichnamigen Artikel auf Seite 116 des Bazar d. J., folgender Brief zugegangen, den wir ohne Bögen zum Abdruck bringen, denn über einen so außerordentlich wichtigen Gegenstand verschiedene Stimmen zu hören, kann unseren Leserinnen und Lesern nur erwünscht sein. Sache der Mütter ist es, das Beste zu wählen, unsere, das Beste zu wollen.

Geehrter Herr Redacteur!

Da wir der Ueberzeugung sind, daß Sie Ihr geschätztes Blatt für jede Meinung offen halten, bitten wir Sie, auch unseren Anschauungen über Fröbel's Erziehungslehre und über das Gruber'sche Werk ein wenig Raum zu gestatten.

Wir haben nach Durchsicht der „kritisch-praktischen Darstellung“ des Herrn Gruber die Ueberzeugung erlangt, erstens, daß dieser Pädagoge die leitenden Ideen Fröbel's gar nicht begriffen oder nicht hat begreifen wollen; zweitens, daß er die eigentliche Wesenheit des Kindes nicht kennt, und drittens, daß sein Werk weniger eine Kritik, als ein Auszug des von Fröbel gegebenen Materials ist.

Unsere Behauptung, daß Herr Gruber die leitenden Ideen Fröbel's nicht hat begreifen wollen, gründet sich darauf, daß er eigentlich nur gegen das rein äußerliche, Nebensächliche ankämpft. Herr Gruber eifert gegen den „Singsang“ der „Fröbel'schen“ und hält die Lieder für überflüssig und durchaus entbehrlich; Fröbel will, so weit wir ihn verstehen, gar nicht, daß das Kind durchaus singen soll, sondern er gibt der Mutter den Rath, bei dem Spiele mit dem Kinde zu singen. Er will, daß durch Gesang und Gespräch das Spiel mit den Kindern belebt werde. Wer, der eine Mutter oder eine Wärterin mit einem Säugling oder einem ein- bis zweijährigen Kinde beobachtet hat, wüßte nicht, daß bei Allem, was mit dem Kinde vorgenommen oder gespielt wird, gesprochen oder gesungen wird. Versteht das Kind auch nicht den Sinn des Wortes, so geht doch der Laut nicht spurlos an seinem Ohr vorüber. Wer, der die Kinder in der Kindersube beobachtet, wüßte nicht, daß sie all' ihr Thun und Treiben mit Gesang oder Gespräch begleiten, ja, daß Einzelne ganz besonders dazu neigen, in Reimen zu sprechen! Fröbel wüßte das wohl und, den Gesang als natürliches Bedürfnis erkennend, führte er ihn in dem Kindergarten ein.

Herr Gruber eifert ferner gegen die Symbolik im Kindergarten. Man sollte bei einem Pädagogen so viel Vertiefung in die Kindesnatur voraussetzen, um zu wissen, daß in des Kindes Hand Alles Leben gewinnt und die Gestalt annimmt, die des Kindes Phantasie ihm gerade geben will, daß das Spiel des Kindes und gerade das Spiel einer reinen, unverfälschten Kindesnatur Symbolik ist, daß Fröbel also nicht die Symbolik erfunden, sondern daß das Kind selbst sich diese Symbolik schafft. Wenn Herr Gruber dagegen eifert, daß Fröbel mit den acht Bauklötzchen Tische, Bänke, Lehnstühle u. s. w. darstellen läßt, weil aus acht Bauklötzchen nimmermehr ein Lehnstuhl gefertigt werden könne, und eine solche Phantasie, die dergleichen ausführt, für „das Narrenhaus reif“ erklärt, warum gestattet er denn das Spiel mit dem Stedenpferde? Seiner Ansicht nach sollte der Knabe nicht auf einem Steden reiten, sondern auf einem lebendigen Pferde. Warum führt er denn in seine Spiele Engel und Teufel und Königsstöchter ein, Vorstellungen, die unserer Meinung nach den Kindern sehr viel ferner liegen, als alle Dinge, die Fröbel in seine Spiele einführt, und bei deren Bezeichnung die Kinderphantasie weiter ausschweifen muß, als wenn sie sich einen Tisch oder Lehnstuhl vorstellt, wenn sie den Thieren, Handwerkern oder dergl. nachahmt?

Die Lieder, welche bei den Fröbel'schen Spielen gesungen werden, nennt Herr Gruber einmal „Gassenhauer“, ein andermal „rationalistische Verwässerungen und Vastheiten“, nimmt dabei aber einen großen Theil aus der Liederammlung von Köhler und Naveau unter seine „ästhetisch-volksthümlichen“ Spiele auf. Er stellt dem rationalisirenden Geschmack der Fröbel'schen seinen ästhetisch-volksthümlichen gegenüber und führt dabei ein Spiel an, das er „Teufel und Engel“ nennt, bei welchem der Vers gesungen wird:

Mischel, Mischel Brud,
Was heißt die Brud?
Die Brud ist voller Steinelein,
Das letzte Kind soll gefangen sein.

Wir haben Nichts dagegen, wenn Herr Gruber dieses Spiel, von diesem Gesang begleitet, spielen läßt, möchten uns aber doch erlauben, ihn an seine Bekämpfung der Symbolik zu erinnern. Volksthümlich mag Spiel und Vers schon sein, wo aber das Aesthetische liegt, ist uns nicht ganz klar.

Auf jedes einzelne Spiel und jede Beschäftigung, die Herr Gruber verwirft oder empfiehlt, näher einzugehen, liegt nicht in unserer Absicht, am besten wird er widerlegt in den Kindergärten selbst, wo in dem Geiste Fröbel's gearbeitet wird.

Wir sind gewiß gern bereit, jede Verbesserung und Ergänzung auf dem Gebiete der Pädagogik des Kindergartens anzunehmen, denn wir wissen selbst am besten, wie viel es da noch zu thun gibt. Auf dem Gebiete der Pädagogik muß vor Allem aber Humanität und Toleranz die Gesetze dictiren, wenn wir gute Früchte ernten wollen.

In diesem Sinne gestatten Sie uns noch, auf einige Punkte in dem Artikel „Zur Kindererziehung“ einzugehen. Wir hätten gern einen Beleg für die Behauptung, daß die Fröbel'sche Erziehungslehre in der Anwendung des Spiels als „Bildungsmittel“ zu weit gehe. Der Verfasser sagt nur, sie scheine dem an sich wohlberechtigten Gedanken die lebendige Individualität zu opfern. Wir haben, trotz vielfacher Beschäftigung mit der Fröbel'schen Erziehungslehre, noch nicht zu dieser Erkenntnis gelangen können;

im Gegentheil, soweit wir Fröbel verstehen, meinen wir, daß gerade er immer bestrebt gewesen, der Individualität des Kindes freie Entwicklung zu gewähren. Er will, die Kinder sollen erfinden, sollen aus ihrem Innersten heraus schaffen. Soviel uns bekannt, werden die Kinder im Kindergarten bei ihren Beschäftigungen nicht gezwungen, nach einer allgemeinen Schablone das ihnen gegebene Material zu verwenden — und wenn auch bei den Spielen die Unterordnung jedes Einzelnen unter ein allgemeines Gesetz der Ordnung gefordert wird, so scheint uns darin durchaus nicht die Entwicklung des Individuums gefährdet, sondern gefördert, denn nur im Zusammenhange mit dem Ganzen ist eine freie Entwicklung des Einzelnen denkbar.

Daß in der Erzählliteratur für Kindergärten manche Künsterei und Unnatur zu finden ist, können wir nicht bestreiten, aber kann Fröbel und die Fröbelschule dafür verantwortlich gemacht werden, daß für die Pädagogik ungehörige und unverständliche Leute Unbrauchbares geschrieben?

Wir finden andererseits wieder sehr gute Erzählungen, und da wir die Wahl haben, dürfen wir ja nicht gerade zu Schlechtem greifen. Jede Kindergärtnerin im Sinne Fröbel's wird auswählen verstehen, denn sie weiß, daß Fröbel will: die Erzählung sei vor Allem der Anschauungs- und Empfindungsweise des Kindes angemessen; die Darstellung sei eine klare, einfache, lebendige, damit das Kind sich gleichsam in das Erzählte hineinlebe; die Erzählung erfülle seine Phantasie nur mit schönen Bildern, gebe seinem Anschauungsvermögen nur die reinsten Vorstellungen von Gott, dem Menschen und der Natur. — Soviel wir wissen, bezeichnet Fröbel auch „eine Reihe von Bildungsmitteln des kindlichen Thätigkeitstriebes“ mit dem Ausdruck „Beschäftigungen“, z. B. wie wir uns eben erinnern, spricht er in einer brieflichen Darlegung über die Beschäftigungsmittel von „Beschäftigungen“, wenn er das Papierfalten, Papierschneiden, Flechten u. s. w. darlegt.

Gegen die Art, wie Fröbel seine Theorien darlegt, läßt sich allerdings Manches sagen; sie ist der Grund, warum er von so Vielen mißverstanden wird. Wir alle, die wir uns mit der Literatur Fröbel's bekannt gemacht haben, wissen, ohne daß es uns seine Gegner sagen, daß Fröbel's Reime eben nur ganz ungehörige Reimereien sind, daß sein Styl kein classischer ist, daß seinen Theorien auch manches Irthümliche anhaftet, was die Praxis berichtigend muß, daß Mancherlei auszumergen, Vieles zu ergänzen ist; wir wissen aber auch und erkennen es dankbar an, daß Fröbel die Bahn zur Reform im Erziehungsweisen gebrochen, und ohne „Nachbeter“ und „Nachtreter“ — wie Herr Gruber Anhänger Fröbel's zu bezeichnen beliebt — zu sein, werden wir auf dem von ihm gelegten Grunde weiter bauen und die von ihm gegebenen Fingerzeige zur Ausführung des Baues uns zu Nutzen machen.

Immer wieder greift man Fröbel's Betrachtungen über den Ball und dessen Anweisungen zum Ballspiel an! Wir begreifen nicht, wie man aus denselben etwas Anderes herausfinden kann, als eine Mahnung und Anleitung zum Denken, zur bewußten Berufsausübung für Mütter und Erzieherinnen. Fröbel schrieb nicht für die Kinder, sondern für die Mütter und Erzieherinnen; er verlangt von ihnen, daß sie System und Methode in das Erziehungsweisen hineinbringen und nicht der Eingebung des Augenblicks, der Willkür und Laune bei Ausführung ihrer heiligsten Aufgabe folgen. Die Mütter sollen endlich einmal erkennen, daß sie, wenn sie ihren natürlichen Beruf erfüllen wollen, sich unterrichten müssen in dem, was dieser Beruf ihnen zur Lebensaufgabe macht. Wir erinnern an das Wort Virchow's: „Die Erziehung des Weibes muß eine vollkommene werden, je mehr man von ihm erwartet, daß es in der Entwicklung des Volkes seinen großen Einfluß auf Kind und Mann in segensreicher Weise ausübt.“

Es ist ein ganz allgemein verbreiteter Wahn, das „Muttersein“ mit seiner natürlichen Liebe reiche zur Erfüllung der höchsten Lebensaufgabe aus, der leider zu den mißlichsten Irthümern im Erziehungsweisen führt. Von diesem unseligen Wahn müssen die Mütter sich frei machen; sie müssen erkennen, daß sie vor Allem einer wahrhaft erzieherischen Weisheit zur Ausübung ihres Berufes bedürfen, und daß sie sich diese nur aneignen können durch Belehrung, durch Befähigung mit den Erziehungswissenschaften, die das Resultat tiefsten Forschens, schärfsten Beobachtens, reifsten Denkens und reinster Menschenliebe sind. — Sind Fröbel's Schriften wegen ihrer eigenthümlichen Abfassung auch nicht zur Belehrungslectüre für die Mütter geeignet, so sind sie doch der Anstoß zu einer Literatur über das Erziehungsweisen im ersten Kindesalter geworden, aus der die Mütter hinreichend Belehrung schöpfen können, wenn sie nur wollen. Fröbel hat das Mahnwort an die Mütter ergeben lassen: „Kommt, laßt uns unseren Kindern leben!“ Was heißt das anders, als: laßt uns an uns selbst arbeiten, uns selbst erziehen und bilden, um unsere Kinder erziehen und bilden zu können. Nur das, was wir besitzen, können wir auch wieder veranlassen. Woher unsere unseligen Zustände im gesellschaftlichen, wie Familienleben? Weil unsere Töchter von den Müttern und in der Schule nicht für ihren Beruf erzogen und gebildet werden, sondern für den Salon und für eine „gute Partie“. — Fröbel erkannte wohl, worin die Mißere unserer Zeit wurzelt, und daher ließ er sein Mahnwort erschallen, daß es Eingang fände in die Herzen und den Geist der Mütter, damit ihnen Erkenntnis ihres Irthums würde. Er überlegte sein Mahnwort in das Leben, ging mit der That voran, um den Willen der Mütter zu wecken, damit auch sie thun, was Noth — höchste Noth ist. — Fröbel hat sich nicht nur das Verdienst erworben, das praktische Erziehungsweisen in eine ganz neue Bahn geleitet zu haben, sondern er darf auch das noch ungleich höhere Verdienst für sich in Anspruch nehmen, Stätten gegründet zu haben, auf denen „Mütter“ herangebildet werden können. Die Kindergärten sind praktische Bildungsanstalten, in denen die körperliche,

wie geistige Pflege des Kindes studirt wird. Virchow nennt sie: „Seminarien für Hausfrauen“ — in die jede Mutter ihre Töchter schicken sollte, wenn sie die Schule hinter sich hat, um sie zu ihrem Berufe heranzubilden.

Wenn Fröbel's Mahnung noch nicht mehr Eingang in die Mutterherzen gefunden, wenn sein Beispiel noch nicht mehr Erkenntnis und Wollen geweckt, so ist das nicht seine Schuld, sondern die der erschrecklichen Gleichgültigkeit und Trägheit der meisten Menschen!

Danzig.

Marie L.

Die Maiblume.

Maiblilien, ihr schüttelt eure Glocken,
Wen wollet ihr zur Maianandacht laden?
Müdet.

Nicht anders, wie es noch heute geschieht, wirkte die Ankunft des Frühlings erweckend und aufschließend auf die Gemüther der Menschen vor Jahrhunderten und Jahrtausenden. Unsere heidnischen Vorfahren zogen dann hinaus ins Freie und feierten das Auferstehungsfest der Natur, den Sieg der Wärme und des Lichts über den Winter, das Fest ihrer Göttin des Ostens, Ostara. Mit allerlei fröhlichen Gebräuchen wurde dasselbe begangen, mit Spielen und Tänzen um große Freudenfeuer, mit Scheingefechten, welche die Befiegung des Winters vorstellten, und Begrüßungszügen in weißen Kleidern. Auch opferte man der Göttin allerlei symbolische Gaben, darunter eigenthümlich gestaltete Osterbrote, die noch heute üblichen OSTEREIER und einen Strauß Maiblumen, welchen man in die Opferflamme warf.

Die Göttin Ostara ist bis auf den Namen, den sie dem Christen in diese Zeit fallenden Auferstehungsfeste vermachte hat, in Vergessenheit gerathen, aber ihr Andenken lebt fort in mancherlei Volksagen, von hier und dort erscheinenden weißen Frauen mit den ihr geheiligten Maiblumen in der Hand, deren Erscheinung meist glückverheißend ist. So erscheint sie alle sieben Jahre, wenn die Maiblumen blühen, im Schlosse zu Wolfartsweiler, weißgekleidet, in der einen Hand ein Bund Schlüssel, in der anderen einen Strauß Maiblumen, und kündigt, auf der Ruine stehend, ihr schwarzes Haar. Wer sie erlösen kann, dem zeigt sie den großen Schatz, der dort im Schloßgewölbe verborgen liegt.

Diese weiße Frau wird auch alljährlich am Ostersonntag in Osterode gesehen, wie sie mit einem Bund Schlüssel in der Hand vor Sonnenaufgang nach dem Bache geht, um sich zu waschen. Einem Weber, der ihr dort einst begegnete, schenkte sie drei weiße Lilien, die sich, als er nach Hause gekommen war, in goldene und silberne verwandelt hatten. Der Herzog kaufte dem Manne die Wunderblumen ab und nahm sie in sein Wappen auf. Diese Sage spricht zwar von drei weißen Lilien, es ist aber jedenfalls die Maiblilie zu verstehen, welche den älteren Botanikern nur unter dem schönen Namen: „Lilie der Thäler“ (*Lilium convallium*), woraus der heutige wissenschaftliche Name *Convallaria* entstanden) bekannt war.

Auf die alte Sitte des Maiblumen-Opfers deutet auch die eigenthümliche Verpflichtung mehrerer heffischen Ortsherrschaften, z. B. der zu Dyrherode, welche jährlich einen Strauß Maiblumen als Zins liefern mußten.

Und in der That kaum eine andere Blume hätte man der Frühlingsgöttin passender zueignen können, als die Maiblume, vor der man ausrufen möchte: „O welche Pracht in dieser Einfachheit!“ Wenn die Lilie das Symbol bewußter hoher Reinheit, so ist sie das der naiven Unschuld, und Nichts steht den Mädchen schöner, als Maiglöckchen im Haar. Mit ihrem zarten zurückgehaltenen Dufte, der gleichwohl mit Jasmin und Orangensüßholz in die Schranken treten kann, ist uns die Maiblume auch noch heute die Verkörperin des gewissen, unentreibbaren Frühlings. In der Volksauffassung ist sie der Eröffner der Herzen, Springbrunnen der Volksmunde, und Hofeier hat ihre herzprennende Wirkung in einem reizenden Gedichte gefeiert. In ähnlicher Weise faßt sie auch die altdeutsche „Bedeutung der Blumen“, in welcher es heißt: „Wer sein Lieb mit freuden anesahet, und er hofft noch große freude zu entphaenn, der sollt mayblumen tragen.“

Deshalb haben wir auch der in unseren feuchten und schattigen Laubwaldgründen so häufigen Blume, mit ihren nicht minder schönen Schwefeln (*Polygonatum vulgare* und *multiflorum*) die für einheimische Pflanzen seltene Ehre gegönnt, in unsere Gärten aufgenommen zu werden, wo sie Nichts, als fette Walberbe, und einen feuchten, geschützten und schattigen Standort verlangen. Die Gärtner treiben sie auch vielfach im Mistbeet, um das Frühlingskind schon im Winter mit den Hyacinthen in Töpfen zu verkaufen. Man stellt die angetriebenen Pflänzchen schon vom November ab auf die Zimmerbänke, weil sie eine sehr kräftige Wärme verlangen, und begießt sie täglich zweimal. Doch ist es besser, den Topf, damit er nicht zu warm werde, auf einen andern, umgekehrten Blumentopf zu setzen. Ich kann nicht sagen, daß mir diese bleichen, frühentwickelten Geschöpfe hinter den gefrorenen Stubensfenstern besondere Freude machten.

Die alten Kräuterdoktoren vermutheten nach der äußerlichen „Signatur“ der Pflanze, weil ihre Blumen „wie Tropfen niederhängen“, besondere Heilkräfte gegen den Schlagfluß und seine Folgen in der Maiblume. Man wendete sie an bei Lähmung, Sprachlosigkeit, Herz- und Hirnschlag, zur Wiederherstellung des Gedächtnisses u. s. w. Pflückt man die Blumen theaunah vor Sonnenaufgang und gießt Malvasir darüber, so erhält man das ehemals hochberühmte Hartmann'sche Schlagwasser. Jetzt ist ihr

Gebrauch ganz verschwunden, kaum daß noch Maiblumenwasser gegen schlimme Augen angewendet wird. Indessen ist die Pflanze nicht unwirksam, namentlich gestattet eine gewisse Schärfe, das Pulver des getrockneten Krautes als Niesepulver zu verwenden. Diese Schärfe ist in noch höherem Grade vorhanden in der schon erwähnten knotigen Maiblume (*Polygonatum vulgare*), die auch Wäpflur, Schminzwurzel oder Salomonsiegel heißt. Den letzteren Namen verdankt die Pflanze dem Umstande, daß die fleischige weiße Wurzel an den Stellen, wo ältere Stengel geblieben haben, gleichsam gesiegelt ausfiehet. Diese Wurzel gibt vermöge ihrer Schärfe dem Gesicht, wenn man es damit reibt, eine angenehme, anbauende Röthe, weshalb sie hier und dort von den Damen als ein Schminkmittel, welches die Poren nicht verstopft, aufgesucht wird. Ob aber ein öfterer Gebrauch der Haut nicht dennoch schädlich, dafür will ich mich nicht verbürgen.

[2439]

E. Krause.

Herr Romeo und Frau Julia.

(Von einem Modernen.)

Wir sind ruhiger geworden. Unter „wir“ verstehe ich die civilisirte Welt, und ruhiger sind wir, meine ich, als unsere Vorfahren. Nicht mehr so heftig, nicht mehr so stolz, mit einem Wort, nicht mehr so leidenschaftlich. Man hört zwar von diesen und jenen noch als von leidenschaftlichen Menschen sprechen, aber in Wahrheit — und dem Himmel sei Dank! — gibt es nur Wenige unter uns, welche zu dem hohen Empfindungsgrade, Leidenschaft genannt, jemals sich aufgeschwungen haben. Es gibt nur noch Passionen (so ein Fremdwort ist wie die Sorbine auf der Geige). Wohlwollende werden sagen, daß unsere Affecte nicht schwächer, als die unserer Voreltern seien, aber wir stärker in ihrer Beherrschung. Jedenfalls begünstigten die Schwierigkeit des Verkehrs und der kurze Arm des Gesetzes in früheren Jahrhunderten die Ausbildung der Eigenart, während uns die Furcht vor der Lächerlichkeit, vor der öffentlichen Meinung, und das Bewußtsein, daß jede Gewaltthat sicher ihre Vergeltung trifft, in den ausgetretenen Geleisen halten. Wir sind gezwungen, unsere Liebe, wie unseren Haß zu maßigen. Und selbst zugegeben, daß Liebe und Haß, Geschmack und Gewohnheiten halbverdeckte Leidenschaften sind, die in jedem Einzelnen sich zum Wahnsinn steigern können, so wird doch durch die von uns beständig geübte Selbstkontrolle nicht nur ihre Explosion verhütet, sondern auch ihre Kraft geschwächt. Wenn Romanschriftsteller unterdrückte Leidenschaft mit eingeschlossenem Feuer vergleichen und annehmen, daß durch die Luftverweigerung ihre Gewalt wachse, so haben sie ein gutes Bild falsch angewendet. Eingekerkertes Feuer, dem der Athem fehlt, geht bald aus, unterdrückte Leidenschaft verliert bald ihre Hitze.

Diese Herren — die Romanschriftsteller — brauchen deshalb keineswegs um Stoffe verlegen zu sein. Ich bitte sie, in die Gerichtssäle, Polizeigewahrsame und Irrenhäuser sich zu begeben. Da ist Stoff für sie in Fülle. Ja, das ist's! Ein heroisches Temperament hat heutzutage die sichere Aussicht, in arge Calamitäten zu gerathen, und eine romantische Laufbahn endigt höchst wahrscheinlich vor zwölf profanen Geschworenen. Aus Shakespeares Tragödie „Romeo und Julia“ wird heut das Possenspiel „Romeo im Polizeibureau.“

Über selbst von den Verbrechern werden die Meisten als kaltblütige Schurke geboren und in gemeiner Haus- und Hofspektakelerei erzogen. Sie betrachten und betreiben diese als Profession, und wenn sie sich dabei eine oder andere kleine Gewaltthat zu Schulden kommen lassen, so ist dies einer der unglücklichen Zufälle, wie sie jedes Geschäft mehr oder weniger mit sich bringt. Bah über den modernen Rinaldo! Rinaldo mit Handschuhen, mit schmutzigen Handschuhen!

Ich behaupte, daß von zehn Menschen Neun ihr Leben beschließen, ohne ein einziges Mal Liebe oder Haß im dramatischen Sinn des Wortes empfunden zu haben. Wir können zwar manche Leute gar sehr nicht leiden und äußern dies — indem wir sie nicht beachten. Wir wünschen sie dahin, wo der Pfeffer wächst, das heißt, möglichst weit von uns, aber dort möge es ihnen dann von Heren wohl ergehen! Angenommen, du hörtest, daß dein „Feind“ gestorben oder von schwerem häuslichen Unglück heimgesucht sei. Empfindest du Freude darüber oder fühlst du dich dabei beklommen, gewissermaßen beschämt? Wenn letzteres der Fall ist — und es ist der Fall — hastest du ihn nie!

Und was die Liebe betrifft... Ein englischer Autor — derselbe, dessen Gedanken ich hier zum Theil wiedergebe, weil es auch meine Gedanken sind — sagt: Die meisten Leute fallen nicht in Liebe, sondern begeben sich hinein. Einige recht gemächlich.

Der gewöhnliche Gang der Ereignisse ist folgender: Ein junger Mann wünscht zu heirathen. Er sieht sich in Folge dessen nach einer Braut um. Er findet eine junge Dame, welche ihm gefällt, und da andererseits auch sie zu heirathen wünscht, und er ihr gefällt, so gewinnen sie sich lieb und werden ein zärtliches und glückliches Paar.

Stärkerer Grad: Ein Mann hat in Bezug auf Mitgift durchaus keine abstracten Theorien, im Gegentheil, er denkt in diesem Punkte sehr praktisch. Da entdeckt er ein armes Mädchen, das ihm ein höheres Wesen, als das übrige weibliche Geschlecht erscheint, und wird davon so be- und verzaubert, daß er über den Wunsch, sie als Weib zu gewinnen, alle klugen Vorurtheile und Rücksichten vergißt. Aber selbst in diesem Fall erhebt sich die Liebe selten zur Leidenschaft. Der Patient vernachlässigt sich der Einzigen willen seine früheren Freunde, Vergnügungen und Beschäftigungen nicht, büßt sein Haar, knüpft sein Halstuch in eine zierliche Schleife, ist zu Mittag und lieft die Zeitungen. Er würde ganz gewiß nicht für die Einzige wie Jakob vierzehn Jahre dienen, oder in den Zwanziger nach ihrem Handschuh springen, oder auf ihre Bitten eine Verschönerung annehmen, als deren Ende lebenslängliches Gefängniß winkt. Wenn er in seinem Werben Erfolg hat, wird er seinen Freunden und Bekannten vielleicht durch seinen Selbsteitzdusei unausstehlich, denn Nichts ist selbststichtiger, als das Glück. Im Ganzen jedoch benimmt er sich wie gewöhnlich und hütet sich wohl, Fremde in sein Vertrauen zu ziehen. Wird er abgewiesen, so trägt er es so gut er kann und verwendet die Enttäuschung wie andere, z. B. Durchfall im Grame, schwarze Kugelung in einem Verein u. dergl. Es fällt ihm nicht ein, die Grausame, nach altem Styl, gewaltsam zu entführen oder ihr anzuzeigen, daß er jeden Anderen tödten werde, der sich ihr nähern würde, oder in einsame Wälder und öde Heiden zu fliehen.

Es geschehen allerdings noch Entführungen (Entführungen, bei denen er sie wollen), aber in zwanzig Fällen entlaufen zehn Paare einfach und allein aus Eitelkeit, neun aus einem Gemisch von Eitelkeit männlicherseits, Ruhelosigkeit, Neugierde und Unzufriedenheit mit den häuslichen Verhältnissen weiblicherseits, und eine Entführung, höchstens, ist auf Rechnung wirklicher Leidenschaft zu setzen.

Man mißverstehe mich nicht! Ich beabsichtige keineswegs, die Liebe zu schmähen und ihre Macht und Majestät anzuzweifeln. Nein, die Liebe ist um so stärker und dauerhafter, je mehr sie verhindert wird, in Leidenschaft auszuarten. Man betrachte Shakespeares „Romeo und Julia“ gemeinlich als Trauerspiel. Ich würde das Stück noch viel trauriger finden, wenn es einen heiteren Ausgang hätte. Denn angenommen, die Liebenden blieben am Leben, entkämen der Grust der Capulets und gründeten einen Hausstand... Würden sie es länger, als den Honigmonat miteinander aushalten? Ganz gewiß nicht; solch eine Flamme erlischt, sobald sie nicht mehr verboten ist. Herr und Frau Montague lassen vor Jahresfrist sich scheiden.

Es ist — fast möchte ich sagen ein Naturgesetz, daß bei der heroischen Liebe eins von den Opfern früher, als das andere abgestorben wird, und letzteres nicht dann einer andern Leidenschaft zur Beute, die ganz und gar nichts Süßes hat: der Eifersucht. Und diese macht zu Heuchlern und Feiglingen und den gemeinen Mann nicht selten zum Todtschläger. Ein Othello der mittleren und höheren Stände freilich mordet nicht seine Desdemona, sondern foltert sie mit Nadelstichen. Ein Rausch war der Anfang, ein Scandal ist das Ende.

Gute, tiefe, vernünftige moderne deutsche Liebe gleicht den neuen Kochmaschinen, welche mit einem Minimum von Holzkräftige Kost spenden*).

[2438]

v. Flor.

Offizielle Mittheilungen des Vereins zur Beförderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts.

Das Victoria-Lyceum in Berlin.

In der Generalversammlung des Berliner Vereins zur Förderung der Erwerbsfähigkeit des weiblichen Geschlechts erstattete der Vorsitzende nicht nur über die vom Verein unterstützten, sondern auch über die mit ihm mittelbar durch verwandtschaftliche Beziehungen zusammenhängenden Unterrichtsanstalten Bericht. Indem er hervorhob, daß allgemeine wissenschaftliche Bildung und Befähigung zu einer wirtschaftlich selbstständigen Stellung im Leben eng zusammenhängen, und daß eine scharfe Grenzlinie zwischen Beiden nicht zu ziehen sei, gedachte er auch des Victoria-Lyceums, dessen Protectorin gleichzeitig Protectorin des Vereins ist, dessen Gründerin, Miß Archer, gleichzeitig dem Vereinsauschuß angehört. Wir erfahren, daß das Lyceum im vergangenen Winter von 240 Höreinnen besucht wurde, und daß in den nächsten Winterkursen nicht nur die bisher gehaltenen vier Vorlesungen über deutsche und französische Literatur, über Kunstgeschichte und neuere politische Staatsgeschichte auf die mit diesen geschichtlichen Stoffen zusammenhängenden Zeitperioden fortgeführt, sondern auch durch Aufnahme von vier neuen Vorlesungen vermehrt werden sollen. Es sind dies: englische Literaturgeschichte, Theorie der musikalischen Kunstformen, Botanik und Physik. Die rege Theilnahme, welche sich dem Lyceum bisher zugewandt, rechtfertigt es, wenn wir zur Vermeidung einiger Mißverständnisse den leitenden Gedanken in berienigen Form hier mittheilen, welche ihm in der Eröffnungsrede des Directors Dr. Bonitz im Namen des Curatoriums gegeben wurde. Dieser berühmte Schulmann, welcher gleichzeitig Mitglied der Academie der Wissenschaften ist und über eine reiche Erfahrung gebietet, äußerte Folgendes:

„Das Curatorium des Victoria-Lyceums hat es für angemessen erachtet, bei der Eröffnung des Institutes das Ziel, welches dasselbe zu verfolgen unternimmt, eingehender zu bezeichnen, als in den ausgegebenen Programmen geschehen konnte. Indem mir der vertrauensvolle Auftrag geworden ist, den Gedanken des Curatoriums Ausdruck zu geben, erlaube ich die hochgeehrte Versammlung, mir für einige Augenblicke geneigtes Gehör schenken zu wollen.“

Die Sorge, welche der Staat und die Gemeinde der Bildung der heranwachsenden Jugend zuwenden, trifft auf den ersten Schritten des Unterrichts die beiden Geschlechter in gleicher Weise. Volksschulen, Stadtschulen, Bürgerschulen haben für Mädchen wie für Knaben die gleichen Einrichtungen, umfassen, so weit es sich um geistige Entwicklung handelt, dieselben Gebiete und setzen sich im Wesentlichen ein gleiches Ziel. Aber sobald wir über denjenigen Standpunkt der Bildung und über die Höhe des Lebensalters hinausgehen, welche durch die Namen jener Schulen kenntlich gemacht werden, tritt uns ein erheblicher Unterschied entgegen. Denn für die geistige Bildung desjenigen Theiles der männlichen Jugend, welcher bereits zum Mannesalter gereift die höheren und entscheidenden Stadien der Gesellschaft einnehmen soll, sorgt der Staat und die Gemeinde in umfassender Weise durch eine Reihe von Lehranstalten, welche in bestimmter Abgrenzung neben einander, in abgestufter Abstufung von Niedrigerem zu Höherem den gesammten Kreis des menschlichen Wissens umfassen. Nicht das Gleiche läßt sich von den Unterrichtsanstalten für die weibliche Jugend sagen; denn auch diejenigen Hörschulen, welche durch ihren Namen bezeichnen, daß sie die Höhe der bloßen Bürgerschule überschreiten, setzen schon durch die beschränkte Zahl der Schulfächer dem Umfange und der Tiefe in der Behandlung der einzelnen Lehrgegenstände enge Grenzen. Der Unterricht bricht gerade bei dem Lebensalter ab, in welchem die Freude an Erweiterung des geistigen Gesichtskreises, das Bedürfnis und die Fähigkeit der Bildung in voller Stärke vorhanden ist.

Man würde Unrecht thun, wenn man in den Thatfachen, an die ich erinnert habe, ein Urtheil wollte ausgesprochen finden über eine geringere Befähigung der weiblichen Jugend zu höherer geistiger Bildung oder eine Geringschätzung ihres Werthes; und man darf ebensowenig einen Vorwurf darauf gründen, daß trotzdem dem höheren Unterrichte der weiblichen Jugend nicht die gleiche Sorge seitens des Staates zugewendet wird, wie dem der männlichen. Man hat vielmehr in jenen Thatfachen nur die natürliche Folge derjenigen historischen Entwicklung zu sehen, auf welcher der gegenwärtige Zustand unserer Staatsgesellschaft beruht. Der Staat auf der heutigen Culturstufe bedarf einer ansehnlichen Zahl von Berufsarten, deren Thätigkeit einen bestimmten Schatz des Wissens zur Voraussetzung hat; er bedarf der Prediger und der Lehrer, der Richter und der Aerzte, der Fachmänner in den verschiedenen der Noth oder dem Schmuck des Lebens dienenden Künften. Das Fachwissen einer jeden dieser Berufsarten erfordert als unerläßliche Bedingung die breite Grundlage eines allgemeinen Wissens, das noch in keiner Weise auf die Ziele des bestimmten Berufes sich beschränkt. So sorgen die mittleren Schulen, Gymnasien, Realschulen u. a. m., indem sie die Vorstufen sind für die

* Anmerk. der Red. Wir überlassen es für's Erste unseren Leserinnen und Lesern, gegen diesen „Modernen“ in die Schranken zu treten und behalten uns eine Erwiderung vor.

Hochschulen und die Fachschulen, zugleich und eben deshalb für eine höhere allgemeine Bildung. Wir haben es als einen großen Segen zu schätzen, daß dieser Gesichtspunkt der höheren allgemeinen Bildung für die Ziele der mittleren Schulen zu voller, wirksamer Anerkennung gelangt ist; denn dadurch tragen jene Schulen wesentlich dazu bei, unter Berufsarten, welche ihre spezielle Thätigkeit einander gänzlich zu entfremden droht, das Band geistiger Gemeinschaft und das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit zu erhalten. Aber was zur Gründung und Erhaltung dieser Lehranstalten aus öffentlichen Mitteln geführt hat, ist doch ungleich weniger die Werthschätzung der höheren allgemeinen Bildung an sich gewesen, als der thatsächliche Bedarf solcher Berufsarten, welche diese Bildung zu ihrer nothwendigen Voraussetzung haben.

Dieses Ziel können Anstalten für den höheren Unterricht der weiblichen Jugend sich nicht setzen; denn die Mehrzahl jener Berufsarten, zu denen die Unterrichtsanstalten der männlichen Jugend unmittelbar oder mittelbar führen, sind ihrer Natur nach oder doch thatsächlich dem weiblichen Geschlechte unzugänglich. Wenn hieraus begreiflich und gerechtfertigt ist, daß abgesondert von besonderen Fällen, wie den Bildungsanstalten für Lehrerinnen, für höhere Unterrichtsanstalten des weiblichen Geschlechts aus öffentlichen Mitteln wenig gesorgt wird, so dürfen wir darum unseren Blick nicht verschließen für die Bedeutung, welche solche Anstalten zu gewinnen fähig sind, für den Werth, den es hat, daß die Mädchen und Frauen, welche den höheren Kreisen der Gesellschaft angehören, an allgemeiner Bildung den Männern in keiner Weise nachstehen. Der Inhalt des Lebens ruht auf dem Reichthum des Gedankenkreises, seine Würde und Reinheit gibt dem Leben den wahren Adel. Je weniger die Sorge für die Nothdurft des Lebens, der Kampf um die äußere Existenz die Gedanken beschäftigt, um so mehr ist es möglich und ist es Aufgabe, den geistigen Blick zu erweitern über die engen Grenzen der nächsten Umgebung, ihn offen zu erhalten für alles, was das Leben der Gegenwart geistig bewegt. Und dieses vielseitige sinnende Interesse und eingehende Verständnis ist es ja, an das wir bei dem Namen der allgemeinen Bildung denken; rein und uneigennützig gibt es dem Leben den reichsten Gehalt und die edelsten Genüsse. Die großartigen Fortschritte und die glänzenden Entdeckungen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften, welche die Gegenwart charakterisiren, wecken in den einzelnen Erfolgen, mit denen sie in das tägliche Leben wirksam eingreifen, die taumelnde Bewunderung auch des Ungebildeten; aber etwas Höheres ist die freudige Anerkennung dessen, der in die Mittel dieser Entdeckungen Einsicht erlangt hat; und die Natur selbst, wenn sie auch jedem frommen Herzen eine Zeugin der göttlichen Allmacht ist, erfüllt den mit tieferer und innigerer Verehrung, der von der Unendlichkeit ihrer Formen, von den ewigen großen Gesetzen ihres Ganges, ich sage nicht Einsicht, sondern Ahnung gewonnen hat. Die Theilnahme an dem Wohl und Wehe des Vaterlandes, welches das weibliche Geschlecht wahrlich nicht minder umfaßt, als das männliche und von ihm nicht minder Opfer fordert, als von dem männlichen, kann nicht mehr auf der bloßen Tradition eines naiven Gefühls beruhen; die Geschichte muß den Sinn für den Werth desselben wecken und eine Ueberzeugung sicher begründen, die vom engherzigen Heimatsgefühl ab so weit entfernt ist, als von der Gleichgültigkeit eines kaisenden Kosmopolitismus. Die Literatur der eigenen Nation und der uns nahe stehenden Culturvölker gehört dem weiblichen Geschlecht nicht minder an, als dem männlichen; aber der natürliche Tact und die Befähigung zu tieferer Auffassung reichen allein nicht aus, diese Seite des geistigen Lebens zugänglich zu machen; es bedarf auf dem weiten Gebiete der Literatur der verständigen Orientirung, um weder auf die Herfährte des Allbekannten sich beschränkt zu sehen, noch den gefährlichen Weg unsicherer Suchens durchmachen zu müssen. Die bildende Kunst, Plastik und Malerei, der Gegenwart und der Vergangenheit bietet nicht mehr allein in Mittelpunkt der Bildung und des öffentlichen Lebens, sondern auch an Orten mittlerer Bedeutung ihre Schätze dem Auge des Beschauers dar; aber wenn auch wahre Kunst Niemanden ganz empfindungslos läßt, so wird ihre Sprache doch anders vernehmlich und bestimmt für den, der der Entwicklung der Kunst in der Mannigfaltigkeit ihrer Mittel und ihrer Richtungen seine Aufmerksamkeit gewidmet hat.

Ich brauche gewiß nicht an weiteren Beispielen zu zeigen, wie das Erwerben bestimmter Kenntnisse unserem Interesse für die wichtigsten Seiten des menschlichen Lebens erst Tiefe und Energie und unserem Leben einen reicheren Gehalt verschafft. Und wenn hierin das Ziel bezeichnet ist, welches diese Anstalt sich setzt, so habe ich gewiß die Besorgnis nicht erst noch abzuwehren, als sei es auf die Erzielung einer massenhaften Gelehrsamkeit, oder gar auf die Beförderung eines gelehrten Dünfels abgesehen, der das weibliche Geschlecht wo möglich noch mehr entstellen würde, als das männliche. Diese häßliche Erscheinung gebietet auf dem Boden dilettantischer Oberflächlichkeit und gedankenleeren Gedächtniskrames zusammenhangsloser Notizen; aber die sinnende Vertiefung in irgend einen Gegenstand des Wissens führt vielmehr zu wahrer Bescheidenheit, durch die Vergleichung des gewonnenen mäßigen Besitzes mit dem weiten Gebiete, in welches die Aussicht sich eröffnet. Vor den beiden bezeichneten Abwegen hat der Unterricht, der hier beabsichtigt wird, sich gleich sehr zu hüten: vor einem gestreckten Spiele, das für den Augenblick reizt und mit dem Augenblicke verfliehet, und vor der Anhäufung einer Ueberfülle von Material, das nur für den einen Werth gewinnt, der es geistig zu verarbeiten vermag. Es handelt sich vielmehr darum, aus allen Gebieten des Wissens das auszuwählen, was durch die Forschung festgestellt und was zugleich geeignet ist, als geistiges Eigenthum mit dem Ganzen unseres Denkens und Fühlens sich zu vereinigen, so daß es unsere Gemeinschaft mit den gesammten geistigen Interessen der Gegenwart begründet und erhält. Diese Aufgabe ist nicht leicht; ihre Lösung setzt nicht nur volle Beherrschung des Gegenstandes voraus, sondern zugleich tactvolle Würdigung im Unterscheiden des wahrhaft Bedeutenden von dem Gleichgültigen; auch ist ihr nicht, wie in andern Fällen, durch die Erfahrung mannigfaltiger Versuche der Weg vorgezeichnet und gebahnt; aber versucht muß die Lösung werden, wenn wir die Werthschätzung höherer allgemeiner Bildung des weiblichen Geschlechts zur Wahrheit wollen werden sehen.

Wir sind daher der verehrten Vorsteherin Dank schuldig, daß sie den Gedanken der Gründung einer solchen Anstalt gefaßt und in der Energie fester Ueberzeugung mit Aufopferung ihrer Zeit zur Ausführung gebracht hat. Ihr geachteter Name bürgt dafür, daß nicht ein eitler Glitzer, sondern der Ernst edler Bildung erstrebt werden soll; die reichliche Theilnahme, welche die Anstalt jetzt sogleich beim Beginne gefunden hat, zeugt ebenso sehr für die Mithatigkeit des Gedankens, wie für das feine Ausführen entgegengebrachte Vertrauen. Wenn die Gründerin die Anstalt als ein Lyceum bezeichnet hat, so ist schon durch den Namen hinlänglich angedeutet, daß ein Unterricht beabsichtigt wird, der nicht als Mittel zu einer bestimmten Art des Erwerbes dienen soll, sondern zur geistigen Erhebung und Veredlung. * Es könnte der neuen Anstalt keine auszeichnendere Anerkennung zu Theil werden, als daß sie sich mit dem Namen schmücken darf, den zu führen nur den edel-

sten Bestrebungen vergönnt wird. Der Schuß, den Ihre königliche Hoheit die Frau Kronprinzessin der Anstalt huldvollst zugesagt haben, steigert die Verpflichtung, durch Tüchtigkeit der Leistungen dem hohen Vertrauen zu entsprechen." [2444]

Beschreibung des Modenbildes.

Figur 1. Rock von grau und schottisch gestreiftem foulard-de-laine, am unteren Rande mit breitem Schrägstreifen und einer schmalen, aufwärts gerichteten Frisur begrenzt. Der obere Rock und die Taille sind von grauem foulard-de-laine, mit Plüschstreifen desselben Stoffes und grauen Atlasröllchen garnirt. Runder Hut von schwarzem Stroh, Garnitur aus schwarzem Sammetband und Mothblüthen.

Figur 2. Der obere, an den Seiten geraffte Rock und der anschließende Paletot aus schwarzem Grosgrain sind mit getollten Frisuren desselben Stoffes und mit Atlasröllchen garnirt. Der untere Rock ist aus schottisch gestreiftem Atlas. Runder Hut aus schwarzem Stroh mit Feldblumen-Garnitur.

Figur 3. Kleid mit kurzem Rock aus weißer Alpaca. Die Garnitur besteht in Schrägstreifen, Frisuren und Schleifen von blau und grün gestreiftem Taffet. Aus solchem ist auch der untere Rock des Costüms, welchen ein Schrägstreifen desselben Stoffes begrenzt.

Figur 4. Anschließend der Paletot mit Pelerine und langem gerafftem Schoß aus penée Taffet, mit Rüschen, Bändern, Frisuren und Schleifen desselben Stoffes garnirt. Rock aus penée und schwarz gestreiftem Taffet, am unteren Rande mit einer Frisur begrenzt. Hut aus schwarzem Tüll und penée Federn.

Figur 5. Unterkleid aus blau und grün gestreiftem Tartan, Ueberkleid mit gerafftem Rock und weiten Vorneln aus blauem foulard-de-laine mit blauen Atlasröllchen garnirt. Schirm aus weißem Taffet, Hut aus schwarzem Stroh mit Reiserfedern.

[21, 136]

Auflösung des Räthfels Seite 164.

„Salz. — Attisches Salz.“

Auflösung des Rebus Seite 164.

„Treibjagd.“

Räthfel.

Von einem bunten Kranz umgeben
Siehst du dein eigen Angesicht
In buntem Spiegelbilde schweben,
Und horch! der Spiegel selber spricht:

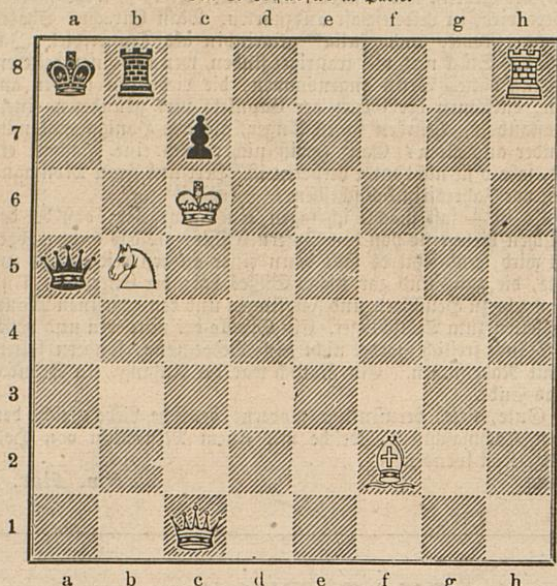
Er plaudert von verborgnen Schätzen,
Von kleiner Elfen Feenwelt;
Auch deinen Gaumen wird er leken,
Dann eilt er fort durch Wald und Feld.

Mitunter ist er reich an Gaben,
Dann wimmelt es vor seiner Thür;
Nicht bloß entzücken und dich laben —
Das Leben kann er schenken dir.

[2443]

Schach-Aufgabe. Nr. IV.

Von E. Lequesne in Paris.



Weiß setzt in zwei Zügen matt.

Correspondenz.

Cordon bleu in Arab. Freundlichen Dank; Bitte um Angabe der Adresse. — Frère Orban (Hubert-Joseph-Walther) ist zu Liege in Belgien, am 24. April 1812 geboren. Er wuchs in sehr bescheidenen Familienverhältnissen auf, widmete sich dem Rechtsstudium und wurde in seiner Vaterstadt Advocat. 1847 wählte man ihn in die belgische Kammer. Er erhielt noch in demselben Jahr, sowie 1848—1852 das Portefeuille als Finanzminister, in der Zwischenzeit das Portefeuille des travaux publics. Man verdankt ihm das wichtige Werk: La main-morte et la charité. Seit 1857 steht Fr. O. abermals an der Spitze der Finanzverwaltung und erzielt auf diesem Gebiete die erfreulichsten Resultate.

Fr. Th. Dr. in Karlsruhe. Unsern (frankirten) Brief, der die Antwort enthält, empfangen wir von der Post mit der Bemerkung wieder zurück: „Kann ohne Ständebang nicht befolgt werden.“

Maria von der Ostsee. Unsere directen Bemühungen wegen Ihres Wunsches blieben erfolglos und müssen wir Ihnen anheimgeben, sich brieflich an die Direction der — Anstalt zu R. zu wenden; es wird Ihnen von dort für diesen Fall genaue und eingehende Antwort verbleiben.

Den Freunden häuslicher Kunstarbeiten diene zur Nachricht, daß bei Gelegenheit der Industrie-Ausstellung, welche im Laufe d. J. in München stattfinden wird, die Herren May und Widmayer eine Ausstellung von Dilettanten-Arbeiten zu veranstalten gedenken. Correspondenzen sind an die genannten Herren (Verlagshandlung in München) zu richten.

Gänseblümchen. Wenden Sie sich mit diesen Fragen an einen Arzt.

M. F. in Pi. Uns ist Ihr Brief nicht mehr im Gedächtnis. **An unsere Leserinnen und Leser.** Wir erhalten folgende Zuschrift: „Verwahrung. Auf Seite 355 des Bazar 1868 legt mir Herr C. Krause den Namen „Frauenviolen“ bei. Wenn ich in Ermangelung eines anerkannten Namens auch gern bereit bin, diese Freundlichkeit anzunehmen, da „Viola matronalis“, „Mädelviolen“, u. s. w. keine allgemeine Geltung haben, so muß ich doch gegen die Verwechselung mit meiner grauen Schwester, der Nachtwiole (Hesperis tristis), mich entschieden verwahren. Diese verbreitet den herrlichsten Duft nur des Abends und des Nachts und wird von C. von Kleit und anderen Verehrern dafür gebieter. Meine wilden Vorfahren haben blasse carmoisinrothe Blüten und gleichen dadurch fast dem Mondviole (Lunaria rediviva). So gut wie die

Schleifenblume (Iberis) gehört übrigens die Mondviole zu den Silicolen und trägt „Schötkchen“, wenn letztere, die bekannten „Judas-Silberlinge“, auch größer, als alle Schoten sind. So gut wie die Rabwurz (Dentaria) könnte übrigens z. B. Erysimum Perowskianum als Liliquosa unter den Gartenblumen aufgeführt werden, die im Geruche den Beilchen wohl am nächsten steht. — Wenn ich mit meinen prächtigen Stangen gefüllter weißer Blüten prange, so mache ich durchaus keinen Anspruch darauf, ein Sinnbild der Bescheidenheit zu sein. —

Hesperis matronalis (Weißveiglein). Für den Einkauf von Hutfstoffen und Bändern empfehlen wir Ihnen die Manufactur der Gebrüder Passavant, Hauptwache Nr. 1 in Köln.

Fr. L. W. in P. Der Bazar lehrte das Privatitätenmachen auf Seite 317 des Bazar 1866.

Fr. C. G. in S. und N. N. in J. Die Erfüllung Ihres Wunsches wird eine Tapissier-Manufactur in Ihrer Nähe gern übernehmen.

Fr. M. N. 17 in W. Sie können die Decke auf Seite 54 des Bazar d. J. vereinfachen, indem Sie dieselbe in nur 2 Farben herstellen, z. B. die Garreau von weißem Garn, die Stiderei darauf mit rother Wolle, die Streifen dagegen ganz von rother Wolle ohne Stiderei.

„Am Fuße des Ovidius.“ Garniren Sie das Kleid mit Atlas- oder Taffet-röllchen von dunklerer Nuance, als das Kleid. Zu einer himmelblauen Tunika wäre ein Rock in derselben Farbe oder in Grau am geeignetsten.

Fr. A. in Ausland. Die Anleitung „Privatitäten mit zwei Fäden zu schürzen, ist meistens in den Beschreibungen der betreffenden Arbeiten gegeben, doch werden wir solche in einer der nächsten Nummern auch bildlich bringen. Das Privatitätenmachen unterscheidet sich vom Häkelgarn dadurch, daß es weicher und weniger deßt ist als dieses.

Fr. C. in H. in S. Den weißen Mullblusen zieht man neuerdings solche von einfarbigem oder feingemustertem Percal vor. Auch einer Frau von 40 Jahren sind derartige Blusen zu tragen gestattet.

Fr. F. in S. Es ist ganz der Mode gemäß, kurze Oberkleider von einfarbigem oder fein gemustertem Stoff über Jupons von gestreiftem Stoff zu tragen; auch sind Sammetpaletots in Sackform gestattet. Wählen Sie zur Garnitur des Kleides moirée antique nicht Kränze von Ghentille, sondern seidenen Kränze. Sie erhalten solche in jedem größeren Rosamentgeschäft.

Fr. S. in D. Wir können ein derartiges Dessin nicht bringen, wenden Sie sich an einen Stoffzeichner.

Fr. L. W. in P. Folgen Sie nur recht aufmerksam der durchaus klaren und richtigen Beschreibung, und die Arbeit wird gelingen.

Fr. P. D. in W. Eine sehr hübsche gehäkelte Hausmütze für Herren brachte der Bazar 1867 auf Seite 378.

Fr. A. v. M. in U. Auf Seite 172 brachte der Bazar d. J. die Anleitung mit Hilfe des zu Abbildung Nr. 36 und 37 auf Seite 169 gegebenen Schnittes und der Abbildungen Nr. 64 bis 67 auf Seite 172 sowohl eine robe ronde, als eine Schlepprobe anzufertigen. Verschiedene Anzüge für Kinder finden Sie auf Seite 156 des Bazar d. J.

Langjährige Abonnentin S. v. C. in L. Zu einem kurzen schwarzen Kleide eignet sich ein Jupons von penée Farbe. Tragen Sie den Sackpaletot vom Stoff des Kleides mit Gürtel wie der Paletot Abbildung Nr. 1 und 2 auf Seite 325 des Bazar 1868. Doppelröcke und Tournüre (Panier) brachte der Bazar auf Seite 169 und 172 d. J.

Fr. A. P. in C. Weiße Beduinen, jedoch nur klein, werden auch in diesem Sommer getragen. Man wählt dazu Kaschmir oder Elastine.

Fr. L. G. B. in S. Es existirt allerdings ein Journal, welches ausschließlich Haarfrisuren und Coiffuren bringt: „Die Coiffure“. Verlag von E. Cronbach in Berlin.

Fr. L. H. in Kl. N. Der Schnitt zu dem Morgen- oder Hausrock „Watteau“ ist durchaus vollständig, das heißt in allen erforderlichen Theilen gegeben, nur hat man die Kosttheile in angeführter Weise zu verlängern.

Eine Abonnentin in den Ostseeprovinzen. Wir empfehlen Ihnen die Grinoline- und Corset-Fabrik von Lissers' Wittwe, Berlin, Jägerstraße Nr. 47.

Fr. A. G. in B. Hinsichtlich der Garnitur des Paletots sehen Sie die betreffenden Abbildungen und Modelle des Bazar.

Leopoldine und A. K. in W. Wählen Sie eine der Haarfrisuren, welche der Bazar so häufig bringt; kurze Kleider werden auch in dieser Saison viel getragen. Zu einem einfachen Schlafrock ist farbiger Flanell ein empfehlenswerther Stoff.

Comtesse S. in St. Anna. Wir empfehlen Ihnen zum Brautkleide weißen Seidenrenn oder moirée antique, Garnitur von echten Spitzen und Drangblüthen.

M. S. in N. und A. G. in St. Nächste.

Langjährige Abonnentin in C. Die Anfertigung eines Kleides mit Doppelrock lehrt die Beschreibung zu Abbildung Nr. 32 und 33 auf Seite 169 des Bazar d. J.

Drei Freundinnen in der Wetterau. Man trägt in dieser Saison vorzugsweise zu den kostbaren Mantel- oder Fisch vom Stoff des Kleides. Garniren Sie das Mullkleid mit Frisuren und Schrägstreifen von gleichem Stoff. Zur Coiffüre sind sowohl farbige Bandschleifen als Blumen geeignet.

Fr. A. S. in B. Zur Conservirung der Fäden während der Nacht empfiehlt sich ein dichtes, von seiner Baumwollentzige flirties Neg.

